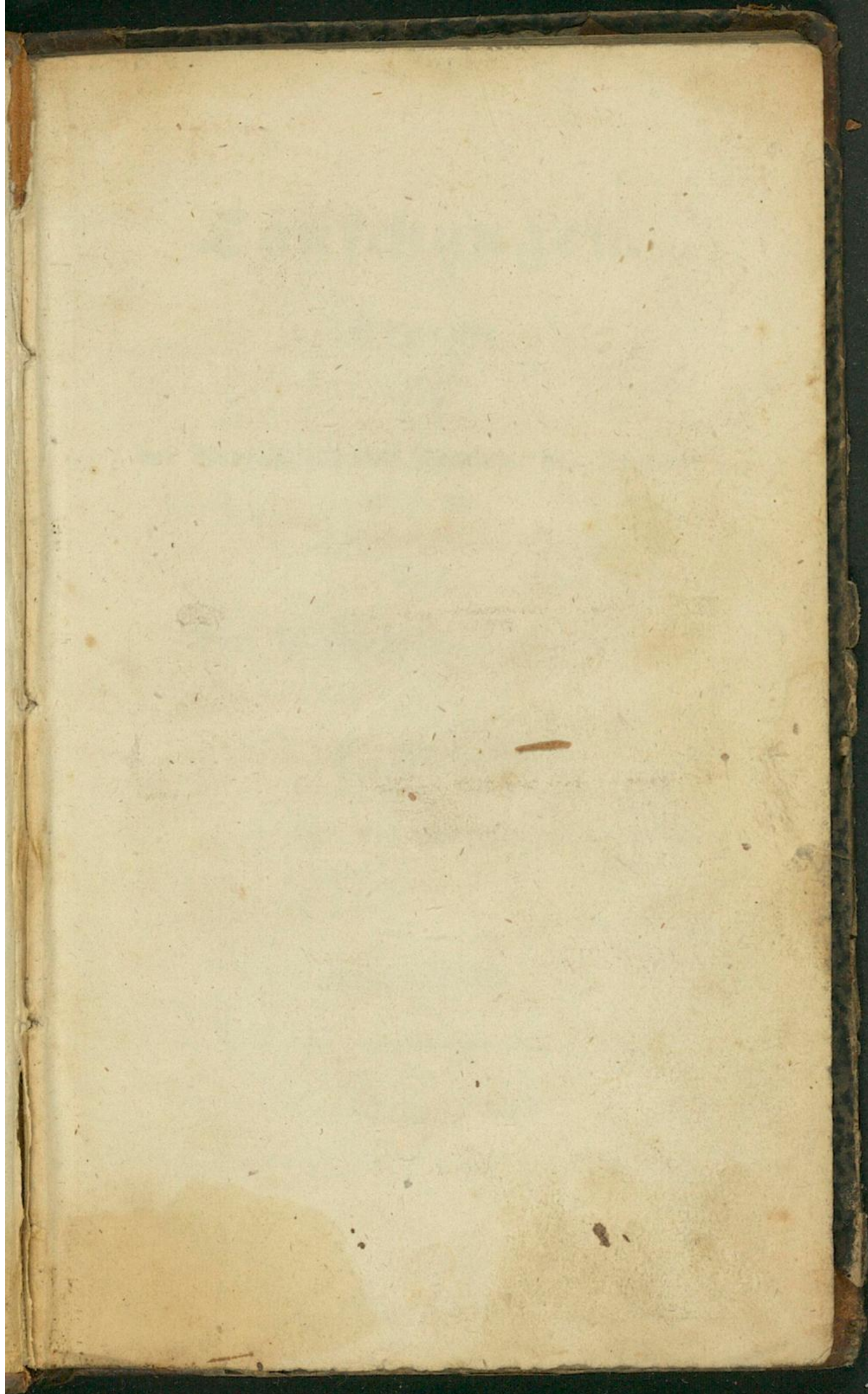
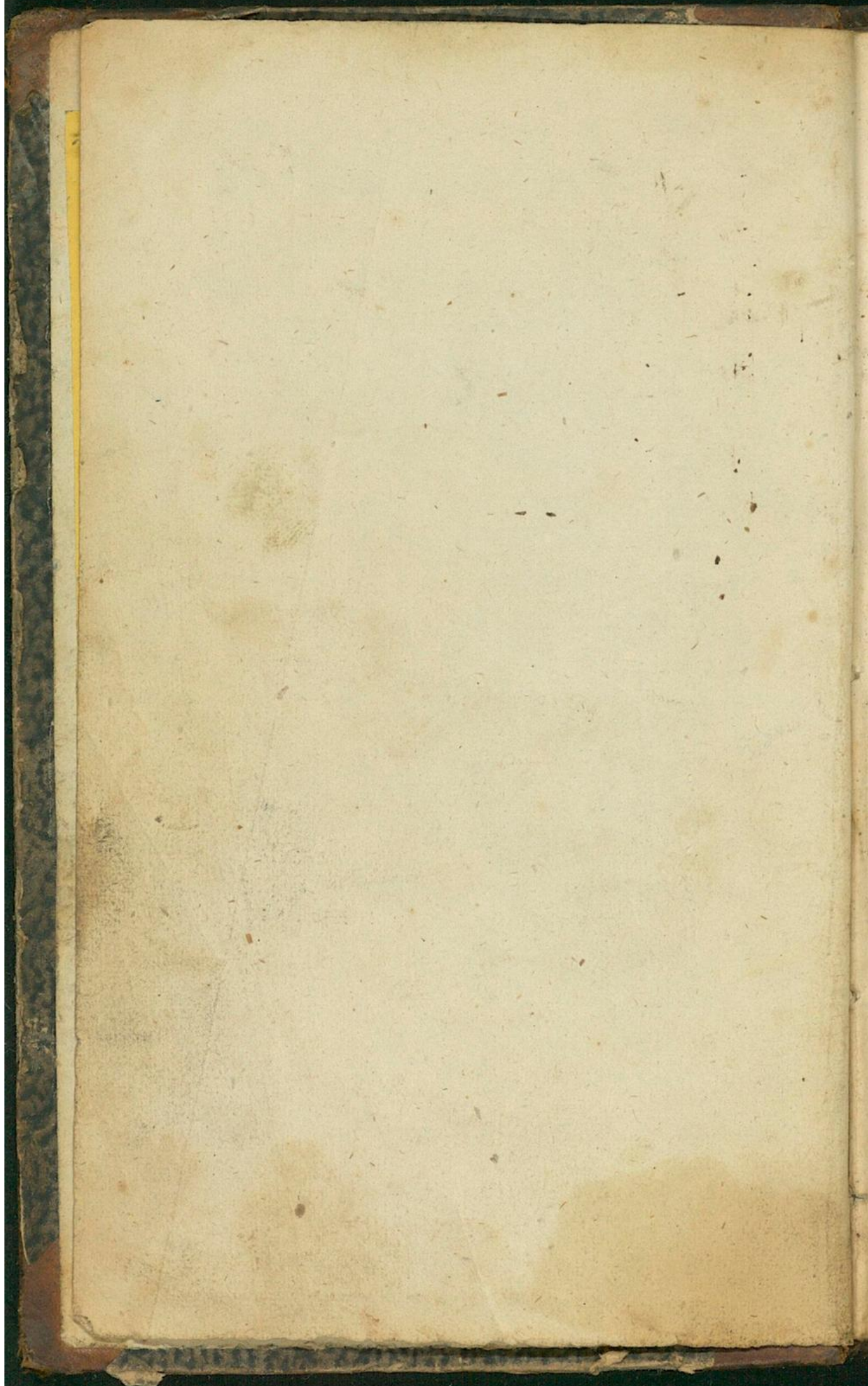


t  
5







# Täuschungen.

Novelle

von

der Verfasserin der Frauen, der Freunde  
u. s. w.

Aus

dem Schwedischen übersezt

von

C. Eichel.

Auch wachend träume ich zuweilen.  
Geijer.

Erster Theil.

---

Leipzig, 1839.

Bei Christian Ernst Kollmann.

# Lehrbuch

von

Dr.

der Philosophin der Frauen, der Freunde

u. s. w.

aus

dem Philosophischen überseht

von

C. G. G. G.

Nach mehrerer Auflagen ist dieses

Lehrbuch

Leipzig, 1833.

Verlag von C. G. G. G.

D ä n s c h u n g e n.

---

Erster Theil.



## Zur Einleitung.

Stillic an ihre geliebte Großmutter:

**M**eine gute, ehrwürdige, theure Großmutter!  
Wie bekümmert siehst Du aus! Manchmal des  
Tages blickst Du mich traurig an und sprichst:  
„Gesund, blühend, fröhlich und munter reistest  
Du weg, hager wie ein Windspiel, bleich wie  
die Lilie des Todes und stumm wie dessen Engel  
bist Du zurückgekehrt.“ — So ist es auch in  
der That, liebe Großmutter! Es war die ju-  
gendliche, fröhliche Hoffnung, die von Dir weg-  
reiste; die blasser, farblose, dürre Wirklichkeit ist  
es, die sich zurückgewendet hat. Ich habe mich  
weder erkältet, noch durch Tanz oder Schnüren  
verdorben. Nichts von Allem diesen ist die Ur-  
sache meines veränderten Wesens, aber der  
Glaube daran ist eine Täuschung, in der ich

Dich unmöglich lassen kann, Du gute alte Großmutter, die Du Dir einbildest, Arzneien, isländisches Moos, Landluft und Deine holde, zarte Sorgsamkeit könnten wieder Gesundheit auf meine Wangen und Freude in meine Seele locken. — Nein, Du liebe alte Frau! — Der Wurm sitzt mitten im Herzen und frisst mit jedem Tage weiter um sich, und wenn er endlich meinen kurzen Lebensfaden zerbissen haben wird, dann wirst Du weinen und seufzen und Dich grämen, dann wirst Du glauben, daß Alles, Alles von Deiner Ottilie spurlos verschwunden ist, und daß Du sie erst in höheren Räumen wiedersehen wirst. Du wirst aber nicht ahnen, welche kleine Ueberraschung ich Dir bereitet habe; Du wirst nicht wissen, daß Du, wann Du früher oder später meinen kleinen Nachlaß durchsuchst, daß Du dann unter Tüchern, Spitzen und Bändern einen großen versiegelten Brief mit der einfachen Aufschrift:  
 „An meine geliebte Großmutter.“ —  
 finden und aus diesem deutlich erkennen wirst, woher es kommt, daß Du keine anderen Nachkommen hast, als Deine längst entschlafne Tochter

ter und deine so eben verstorbene Enkelin —  
Deine Otilie.

Siehst Du, liebe Großmutter! Darum woll-  
te ich immer Abends so viel Del auf meine  
Lampe haben, darum währte es so lange, ehe  
der Spizengragen fertig wurde, den ich für  
Dich stickte; — ich wollte Dir lieber dieses  
kleine Fest der Ueberraschung bereiten, als Blu-  
men und Blätter in den todten Spizengrund  
stickten. Nun hast Du auch den Schlüssel zu  
der Einsilbigkeit, die Dir so oft an mir auffal-  
len mochte, wenn Du mich nach den Ereignis-  
sen dieses Jahres fragtest. Ich erwähnte dann  
wohl alle die unbedeutenden Gegenstände, die  
mir begegnet waren, aber ich verschwieg das  
Wesentliche, welches mich allein zu diesen  
schriftlichen Abend- oder vielmehr Nachtbekenn-  
nissen vermochte, die Du hier erhältst. Von  
meiner zartesten Kindheit an durch Dich allein  
erzogen und geleitet, habe ich nie anders als  
ein Kind zu Dir reden, hast Du mich nie an-  
ders als wie ein Kind betrachten können. Es  
würde uns Beiden auffallend und unangenehm  
gewesen sein, diese Sprache mit einer andern

zu vertauschen. Ich besaß weder Neigung noch Kraft dazu und, daß ich noch ein Kind war, wenn ich auf meinem gewöhnlichen Kindersessel arbeitend Dir zur Seite saß, wenn ich moralische Erzählungen las, Dir kleine Lieder sang, oder Deinen mir so lieben Erzählungen aus meiner, der Mutter und Deiner Kindheit und Jugendzeit zuhörte, daß ich damals glaubte, noch ein Kind — wiewohl ein krankes — zu sein, das war meine letzte Täuschung im Leben, das war die Täuschung, die ich nicht zu zerstören wagte, um Dich nicht in mein verheertes Herz, in meine zerstörten Hoffnungen, auf die widerlichen, gräulichen Erscheinungen blicken zu lassen, die vor meinen unbarmherzig geöffneten Augen schwebten.

Da mein ganzes Glück auf Erden, außer in Dir, nur in meinen Täuschungen lag, so will ich Dir — falls alle Deine übrigen Täuschungen schon vorüber sein sollten — auch die eine, der Du Dich hingabst, rauben, die: — daß Du mich — obwohl für krank — doch für glücklich hieltest. Jetzt weißt Du, daß ich es nicht war; aber diese Gewißheit ist nun eine

Quelle des Trostes und der Beruhigung für Dich, denn Du weißt ja nun auch, daß ich in diesen lichten Räumen nach nichts auf Erden, als nach Dir, Sehnsucht fühle, und da diese Sehnsucht bald erfüllt werden muß, so weißt Du auch, daß ich hier unter Gottes Engeln, unter all' der andern Seligkeit, auch noch Hoffnung fühle, während ich auf der Erde keine Hoffnung, sondern nur die Furcht hatte, auch Dich noch zu verlieren und zu überleben!

Deffne nun dieses Blatt! Lächle immerhin über meine Kindereien, denn Du thatest es früher immer und sahst dann stets so glücklich aus! Aber weine nicht, es bringt keinen Lohn. So oft sich eine Thräne aus Deinen Augen hervordrängen will, so denke nur daran, daß alle meine Leiden nun vorüber sind, daß Deine Ottilie nun getröstet, beruhigt, vielleicht auch belohnt, über den Wolken schwebt. Wundere Dich nicht über die Ausführlichkeit, mit der ich schreibe; sprich nicht, daß ich Dir Dinge erzähle, die Du früher schon tausendmal gehört hast, die Du viel besser kennst, als ich! Sage dies nicht, denn ich weiß wohl, daß Dir jedes Wort

von mir eine süße, schmerzliche Freude gewährt,  
 die ich bis ins Unendliche vermehren könnte,  
 wenn ich nicht fühlte, daß — — — das Del  
 in der Lampe des Lebens ist bald zu Ende —  
 — — die Feder entsinkt der Hand — — —  
 die Gedanken wollen schlummern — — — das  
 Herz stockt — — — die Pforten des Himmels  
 öffnen sich — und — doch, warum noch ein-  
 mal meine, vielleicht täuschenden Hoffnungen  
 hervorrufen, obwohl sie jetzt nicht mehr in irdis-  
 schem Boden wurzeln?

---

### Stiliens Täuschungen.

Es war an einem Juliabend, als Du und ich, liebe Großmutter, ruhig und vergnügt bei unsern Erdbeerschaalen in der großen Lindenlaube saßen, in welche ich, ohne Dein Wissen, unsere kleine Abendmahlzeit hatte bringen lassen. Du lächeltest heiter über meinen Einfall; ich suchte eifrig nach den größten und reichsten Beeren für Dich und schöpfte die dickste Haut von der leckern Milch ab — ebenfalls für Dich. Aber gerade in diesem — damals eben so, wie später in der Erinnerung — schönen Augenblicke hörten wir das Rollen eines Wagens, das sich immer mehr und mehr näherte. Du hieltest inne mit Essen, ich hielt den Zuckerlöffel mit stummem Erstaunen, mit Erwartung und einer angeneh-

men, seltsamen Neugierde über die Erdbeeren, bis er herabfiel und ich deshalb einen kleinen Verweis von Dir erhielt. Da erwachte ich und bat Dich um Verzeihung, vergaß jedoch, die ersehnten Beeren zu essen und tauschte auf das Rollen. Mein Herz schlug! — Ich erwartete, Gott weiß, was: — einen Ritter aus der Vorzeit mit Schild, Helm und Harnisch; — (aber ein solcher hätte ja reiten müssen) oder einen jungen Helden, der unser schönes Schloß besetzen und die Gastfreundschaft der Bewohner in Anspruch nehmen wollte, oder vielleicht eine junge Fürstin, die sich unterwegs verirrt und deren Sohn, Bruder oder Page die grauen Mauern unserer alten Burg entdeckt oder die Thurmspitzen im Abendroth schimmern gesehen hatte; — oder gar einen Räuberhauptmann, oder auch den Grafen G\*\*, oder den Baron G\*\*, welche die Großmutter immer als die liebenswürdigsten jungen Männer ihrer Jugend erwähnte, wobei ich stets außer Acht ließ, daß diese jungen liebenswürdigen Männer jetzt bereits ihre sechzig Jahre auf dem Nacken hatten. Alle diese Bilder schwebten vor meiner reichen und

hoffnungsvollen Phantasie durcheinander. Zür-  
ne nicht, liebe Großmutter! Erwinnere Dich,  
daß ich der Zurückhaltung nun enthoben bin;  
geh in Deine eigne Jugend zurück oder frage jedes  
lebhaftes sechzehnjährige Mädchen, und wenn ein  
solches behauptet, daß ihr nicht junge schöne  
Ritter, Prinzen, Grafen, Soldaten, Studenten  
— je nach ihrer Erziehung oder Umgebung —  
im Kopfe umherspucken, so lügt es. Verurtheile  
Dich auf mich, die ich so unschuldig und un-  
erfahren war, wie nur Jemand sein kann. —  
Aus solchen Träumereien und Einbildungen er-  
wachte ich, als Du ausriefest: „Ach, meine  
Niece, die Gräfin K\*\*\*, -- ich sehe es an der  
hellblauen Livree!“ —

In diesem Augenblicke verschwanden alle  
meine Träume von Rittern, Prinzen und Hel-  
den. Ich sah nun bloß Tante Alinen vor  
mir, die ich von Dir, liebe Großmutter, we-  
gen ihrer Schönheit, Milde, ihrer Talente, ih-  
res Geistes, ihres guten feinen Geschmacks und  
ihrer Liebenswürdigkeit hatte rühmen hören.  
Mit einem Sprunge war ich aus dem Garten  
auf der Treppe, um dieses Wunderwerk in Frau

engestalt zu sehen, welches in den zwanzig Jahren, während welcher Du die Gräfin Aline nicht gesehen hattest, nach meiner Meinung zu einem Ideal alles Schönen und Herrlichen geworden sein mußte. Ich war noch so unerfahren, daß ich nicht begriff, wie eine Tante in den Augen eines sechzehnjährigen Mädchens fast unmöglich eine Suldin oder Grazie sein kann. Ich stand mit einer Erwartung da, als sollte sich der Olymp öffnen und die ganze Schaar seiner göttlichen Bewohner in Tante Aline's Person vereint herniedersteigen. Die Wagenthür sah ich wie die Pforte des Himmels an. Ich zitterte vor Sehnsucht! — Da öffnete sich die Wagenthür. — Eine Kammerjungfer, die alte Annette, mit einem risenhaften Reisesack und einer Reiseapotheke, mit kupfrigem Gesicht und dicken Füßen war das erste, was ich erblickte und als ich vor dieser Figur vorbei die Aussicht auf die noch im Wagen sitzende Tante gewann, entdeckten meine Augen ein dürres, knöchiges Gerippe mit eingesunkenen, farblosen Backen, stechenden Augen, einem zahlosen Munde und mageren Händen,

die ganze Figur in Seide, feine Spitzen, Bänder und Flor eingewickelt. Ich glaubte zu träumen; ich meinte, die rechte Tante müsse noch hinten im Wagen sitzen. Aber da saß Niemand, als Careffe, der kleine, krause, weiße, hübsche Pudel der Tante, und dieser unerwartete Anblick entschädigte mich einigermaßen für meine übrigen getäuschten Hoffnungen. Auch du, liebe Großmutter, schienst zu erstaunen, als Du Deine Nichte Aline erblicktest; aber Du hattest Dich wohl schon früher so oft in Deinen Erwartungen getäuscht gesehen, daß Du nichts darüber äußertest. Bald hatte ich alle meine Erwartungen von der Tante über dem großen Wirrwar vergessen, der nun um sie entstand. Sie kam aus einer Kur von Kopenhagens geschicktesten Aerzten zurück und war unendlich schwach und reizbar. Dreimal wurde ihr Wassersuppe gekocht, ehe sie dieselbe gut befand, und fünfmal wurde ihr Bett zurecht gemacht, ehe Annette sich mit der besten Art, die Rissen zu legen, für einverstanden erklärte. Alle Fenster und Thüren des Schlosses wurden vor der Zugluft verwahrt. Ich haschte die

Fliegen von den Wänden und die Mücken von den Fenstern, bis keine einzige mehr übrig war. Auch Du warst ganz erschöpft, als wir am Abend dieses Tages endlich zur Ruhe kamen, und als ich hinaus in meine Schlafkammer gegangen war, lachte ich überlaut über all die sonderbaren Dinge, die mir an diesem sonderbaren Abend vorgekommen waren. Ich war aber gleichwohl so aufgereggt, daß ich glaubte, jeder Augenblick müsse eine neue Katastrophe mit sich bringen, während ich eine unklare Hoffnung hegte, daß die nächste mehr Annehmlichkeit, als Tante Alinens unerwartete Ankunft, haben müsse. Aber alle blieben aus und die Sonne, die mir blendend in die Augen stach, weil ich in der Verwirrung vergessen hatte die Roulleaux herabzulassen, war das erste, was mich erweckte. Es schlug eben acht Uhr! Mein Gott, wie eilte ich mit meiner Toilette, um wegen meines langen Morgenschlafes nicht von der neuangekommenen Tante oder von Dir, liebe Großmutter, ausgeschmäht zu werden. In zehn Minuten war das Fräulein fix und fertig, die Locken ge-

kämmt und mit den Fingern aufgerollt, das selbstgewebte weiß und rothe Kleid angezogen, ein kleines schwarzseidnes Schürzchen vorgebunden und zu Ehren der Tante ein Schawlchen, das etwas besser, als das alltägliche war, über die Schultern geworfen. Als ich nun aber die Treppe mit einem Sprunge hinunter eilte, wurde mir ein: „Wst! Wst! — Still! — Die Gräfin schläft noch und Ihre Gnaden lassen das Fräulein bitten, auf den Zehen zu gehen“ — entgegengerufen. Ich schlich auf den Zehen. Und Du, meine liebe Großmutter, sahest still und trankst Deinen Kaffee leise wie eine Fliege, welche Honig nascht. Du batest mich, eben so zu thun. Auf den äußersten Fußspitzen nahm ich meine kleine Milchschaale und wollte meine Fertigkeit zeigen, leise wie ein Geist an das offene Fenster zu gehen, wo ich mein Frühstück einzunehmen pflegte. Da wollte ein schadenfroher Dämon, daß ich die Schaale — die, blaue, ächte chinesische Schaale, die noch aus Deiner eignen Jugend herstammte — fallen ließ; sie zerbrach und verzweifelnd mußte ich die herrliche, fette Milch über den weißen, glänzenden Fußboden

hinfließen sehen. Mein Gott, wie unglücklich war ich in diesem Augenblicke! Dein Blick! Die Schaale, die Du so hoch hieltest, der zerstörte Fußboden, das Geräusch und endlich das Erwachen und das laute Gekreische der Tante, deren Zimmer, wie Du Dich erinnern wirst, dicht neben dem unsern war! — Ich hätte nie versinken mögen, aber dazu war keine Zeit. Die Tante gebedrte sich und jammerte, als wollte sie den Geist aufgeben, und Annette lief hin und her und suchte den Schlüssel zur Reiseapotheke, um ihr Hoffmann'sche Tropfen zu reichen. Du, liebe Großmutter, suchtest alle Schlüssel, die sich im ganzen Hause befanden, zusammen, um sie an der Reiseapotheke zu probiren, — und ich — sprang wie ein gejagter Haase bald hierhin, bald dorthin, trat in die Milch, wischte sie im ganzen Zimmer umher und zerknirschte die Scherben der Schaale, außer einer einzigen, welche Caressen im Halse stecken geblieben war, als er mit lautem Gebelle aus dem Zimmer der Tante herausgestürzt war und die verschüttete Milch aufstecken wollte. Herr Gott, wie unglücklich fühlte ich mich! Ich kam

mir so trostlos und hilflos vor und doch — trotz der Thränen, die glänzend und in langen Streifen an meiner seidnen Schürze herabliefen, konnte ich der Lachlust nicht widerstehen, die ich in diesem Augenblicke für den höchsten Grad meiner Sünde und meines Mißgeschicks hielt.

Als die Tante dreißig Hoffmann'sche Tropfen auf einem Stück Zucker genommen hatte, ward sie wieder zum Menschen. Aber, wie Du noch wissen wirst, konnte sie weder in unserm, noch in ihrem Zimmer Kaffee trinken oder sich ankleiden, weil das „terrible Scheuern“ so viel Feuchtigkeit verbreitete. Ich hatte nämlich in meiner Verzweiflung durch eine Magd einen ganzen Zuber Wasser hereinbringen und damit die Milch aufwaschen lassen, so daß der ganze Fußboden naß war. Die Toilette und das ganze Gepäck der Tante mußte weggebracht werden! Das vergesse ich nie. Annette, über und über bespackt, ging voraus; dann kam die Tante im peignoir, ohne Locken und Puz noch gefährlicher anzusehen, als am Abend vorher; darauf kamst Du, meine gute Großmutter, die Du mir kein böses Wort wegen dieses Vorfalles sagtest;

hinter Dir kamen Cassa und Elisa mit großen Paqueten und zuletzt ich. Beschämt schloß ich alle Thüren hinter dem ganzen Zuge, und als die letzte Thür zugefallen war, schlich ich mich zurück, eilte hinunter in den Park und vergaß dort unter meinen Tauben und meinen Blumen all' das Böse, was in der Welt geschah.

Ich fühlte eine unendliche Schaam, als ich einige Stunden darauf zu „Ihrer Gnaden“ und der fremden Gräfin hinaufgerufen wurde. Meine Schritte wurden immer langsamer, je näher ich dem Saale kam, in welchem, wie man mir sagte, die Herrschaften saßen. Der Saal hatte stets etwas so Dedes und Feierliches für mich, daß dieß allein hinreichte, mir allen Muth zu benehmen. Was sollte ich nun jetzt darin? — Aber Dein sanfter Blick, Du gute liebe Großmutter, gab mir meinen ganzen Muth wieder, und gefaßt ging ich zur Tante und bat sie um Vergebung. Sie war weiß gekleidet vom Kopf bis auf die Füße und sah recht gut und freundlich aus; sie lächelte fein, als ich ihr einen Theil meiner Gefühle bei der unglücklichen Katastrophe schilderte und begann

nun eine kleine Musterung mit mir, die mir eine Folge ihrer vorherigen Unterredung mit Dir, theure Großmutter, zu sein schien.

„Allerliebste!“ — sagte sie. — „Ganz wie ihre Mama!“ setzte sie lächelnd hinzu und blickte Dich freundlich an. — „Schönes Haar! Magnifique! Aber es sollte in Flechten und Zöpfe gewunden sein und nicht wie die Mähne eines jungen Löwen herumfliegen. Ein feiner Wuchs! Aber man fängt jetzt an, die griechische Drapirung zu vermeiden und zu dem alten ehrwürdigen und wohlthätigen Schnürleib zurückzukehren. Ein kleines Corsett würde Ottilien nicht entstellen. — Die Hände hübsch in Acht genommen, liebe Cousine! (Ich hatte so eben in der Erde und in meinen Blumen gewühlt.) Das ist eine Hauptsache für eine junge Dame comme il faut. (Bei diesen Worten sah sie auf ihre eignen magern, feinen, todtenfarbigen Hände.) Eh bien! Comment va le Français? Apparemment vous savez le parler tres joliment, n'est-ce pas?“

Wer hätte wohl anders, als mit Erröthen und Verlegenheit auf eine solche Ermahnung

antworten können, mochte man auch noch so gut französisch parliren können. Es liegt so etwas Niederschlagendes in solchen unbescheidenen Fragen. Sollte ich „Nein“ antworten, obgleich ich wußte, daß ich französisch sprach, oder sollte ich „Ja“ sagen und dadurch ein glänzendes Zeichen von Eigenliebe geben? — Da durchflog mich der Gedanke, daß man, wenn man zu wissen wünscht, ob Jemand dieß oder das versteht, denselben nicht fragen darf: „verstehst Du dieß?“ — Denn in diesem Falle bedeutet Ja oder Nein oft das Gegentheil. Je mehr man versteht, desto geneigter ist man, Nein zu sagen und so umgekehrt.

Das Ende dieses Verhörs war, daß Tante Aline ihr Wohlgefallen an mir äußerte; doch behauptete sie, daß ich nothwendig in die Welt, in die Gesellschaft müsse, um mir die feine Tournüre anzueignen, welche mir noch fehlte u. s. w. Du gabst ihr zwar nicht recht, aber Du widersprachst ihr auch nicht, liebe Großmutter, und ich lasse Dir hierin, wie immer, volle Gerechtigkeit widerfahren. Dein Verdienst um mich, Deine Erziehungsmethode, wäre nicht

vollkommen gewesen, wenn Du Dir selbst nicht gemißtraut und auf die Stimme gehört hättest, welche Deine Othilie hinaus in die Welt rief. Uebrigens wußtest Du, welchen Schatz Du in mein Herz niedergelegt hattest, und ich glaube, daß Du in diesem Augenblicke daran dachtest, wie der Grund im Herzen Deines Kindes von der Art sei, daß wohl die Sorge, nie aber das Verderben der Welt darauf einzuwirken vermöchte, denn außerdem würdest Du mich nicht von Dir gelassen haben. Und Du hattest recht! Die Welt zerstört mein Glück, meine Freuden, meine Hoffnungen, meine Träume; aber, dem Himmel sei Dank, von jenem Bersolger, welcher Reue heißt und des Lebens größte, unwiderstehlichste und unvergleichbarste Qual ist, wurde ich nur selten und dann nur auf Minuten heimgesucht.

Mit jedem Augenblicke gewann Tante Alinne, oder richtiger die Welt, welche sie schilderte und deren Zauberpforten ich mir nun endlich geöffnet glaubte, als sie Dich und mich bat, ein Jahr oder länger bei ihr zuzubringen, in meinen Augen neue, schönere Reize.

Du lächeltest durch Thränen, als Du mir Deine Erlaubniß und Deinen Glückwunsch gabst, und ich zerfloß in Thränen, vor Kummer, daß ich Dich allein zurücklassen sollte, und vor unruhiger Erwartung wegen meines längsterschnzten Eintritts in die Welt.

Du weißt, daß ich nie früher über das Schloß und dessen Umkreis hinausgekommen war. Der bloße Gedanke an Reisen hatte so viel Hinreißendes für mich, daß mir der Athem verging, so oft ich daran dachte. Als der Vorbote \*) abging, zitterte ich vor unerklärlicher Freude darüber, daß ich, ich selbst mit den Pferden fahren sollte, die so weit voraus bestellt wurden. Schon wenn unsere Verwandten, die uns zu Zeiten besuchten, wieder abgereist waren, hatte diese Vorboteusitte stets einen ganz sonderbaren Eindruck auf mich gemacht. Das Ziel jeder längeren Reise schien mir stets ein Dorado zu sein, welches ich mir

---

\*) Vorboten werden von vornehmen Reisenden in Schweden vorausgeschickt, um Relais für den ganzen Weg zu bestellen.

desto schöner dachte, je weiter die Reise war.  
 Und Stockholm! — Diese Zauberwelt, dessen  
 Bewohner mir so selig wie die Engel schienen.  
 Dahin sollte ich nun kommen! Diese unzähligen  
 Reize und Freuden sollte ich nun sehen und  
 genießen! Du wirst es noch wissen, daß ich  
 damals weder essen noch schlafen konnte. Ich  
 war in einer Art von Rausch während des  
 Einpackens und fühlte keinen weiteren Kummer,  
 als daß ich von Dir scheiden, Dich einsam zur  
 rücklassen, Deine mäßigen Einkünfte zu meiner  
 Ausrüstung verwenden und Deine Thränen se-  
 hen mußte. — Wenn ich daran dachte, kam  
 ich mir wie ein Ungeheuer, wie ein Unthier vor.  
 Du wirst Dich wohl noch daran erinnern, daß  
 ich noch am letzten Abend vor der Abreise zu  
 Dir kam und Dich weinend bat, mich bei  
 Dir zurückbleiben zu lassen. Aber da wardst  
 Du ernst, sprachst von Unentschlossenheit und  
 Wankelmuth, zeigtest mir offen Deinen ernstest  
 Willen, daß ich reisen sollte, — bewiesest mir,  
 daß Du Dich während der kurzen Zeit meiner  
 Abwesenheit auch ohne mich recht wohl be-  
 finden würdest, — erzähltest mir Alles, was

Du indessen vornehmen wolltest und suchtest mich zu überzeugen, daß — was ich mir früher nie denken konnte — ein Jahr keineswegs eine Ewigkeit, sondern nur ein sehr kleiner Theil unsers langen Lebens sei.

Dies verfehlte seine Wirkung nicht. Ich überzeugte mich, daß Du recht hattest. Ich trocknete meine Thränen und rief Dir, mir selbst und allen leblosen und lebendigen Zeugen meiner theuern Kindheit zu: „Ein Jahr ist keine Ewigkeit; ich komme bald wieder!“ Aber, mein Gott, was gedachte ich im Laufe dieses Jahres nicht Alles zu erreichen! Und ich erreichte es auch! — — —

An die Abreise will ich Dich nicht erinnern. Die Thränen, die ich dabei vergoß, und den Kopfschmerz, den ich von diesen und von der dicken Luft in Lante Alinens verschlossenen Wagen bekam, vergesse ich nimmer. Ich, die ich vorher geglaubt hatte, das bloße Reisen schon sei die erste Stufe zum Himmel, ich befand mich gleich im Anfange der Reise so übel, daß ich das ganze Unternehmen bereute. Aber diese kleine Unannehmlichkeit ging bald vorüber,

denn nachdem ich lange geweint hatte und eine Weile fahrkrank gewesen war, versiel ich in einen tiefen, süßen Schlaf und erwachte nicht eher, als bis mich die Tante rief, weil wir an dem Gasthause waren, wo wir zum Mittag essen wollten.

Da wir uns auf der großen Straße nach Stockholm und in einem der besten Gasthäuser befanden, so kamen wir in ein großes Gedränge von Wagen, welche abfuhrten und ankamen, von Herren und Damen, Schweden, Engländern und Deutschen, sonderbaren Bedienten, Lärm und Geschrei. Dieß ergötzte mich ungemein. Ich war nur Auge und Ohr und vergaß alle Deine Ermahnungen, zuvorkommend und dienstfertig gegen die Tante zu sein, sondern ließ Annetten und ihren Negeer Jean Acht auf sie haben. Als wir aber mit unserm Gepäck den Wagen verlassen hatten, machte ich mir tausenderlei Geschäfte unte., um dieses anziehende Getümmel betrachten und ein Wort von diesen Leuten aufschnappen zu können, von denen Jedes ein ganz besonderes Interesse in meinen Augen hatte. Ich fühlte unbeschreibliche Lust, mich

Jemandem von denselben zu nähern, ihn anzusprechen, mich nach irgend Etwas zu erkundigen und mir erzählen zu lassen; aber ich fand nichts, wornach ich hätte fragen können, obwohl ich viel zu unerfahren, wild und aufgeweckt war, um schüchtern zu sein. Dieses Gefühl kam wohl später niederschlagend und drückend, jetzt aber noch nicht, über mich.

Aber sprach auch Niemand mit mir, so hatte ich doch wenigstens das heimliche Vergnügen, daß man von mir sprach. Was die schwedischen Reisenden von mir sprachen, hörte ich zwar nicht, aber ich bemerkte deutlich, daß ich der Gegenstand ihres halblauten Flüsterns war. Lasche mich aber nicht aus, gute Großmutter, wenn ich Dir offen bekenne, daß ich Dich dankbar pries und lobte, weil Du mich die englische und deutsche Sprache hast lernen lassen, so daß ich es leicht verstand, als man sagte: „ein hübsches Mädchen!“ — „Ja, wahrhaftig!“ — oder: „Yes, very beautiful, very pretty!“ Dieß entzückte mich, und welches Mädchen an meiner Stelle würde auch bei solchen Ausrufungen gleichgültig gewesen sein — wenn es nicht

lügen will, und diese Kunst hätte ich wohl auch anwenden können und würde sie auch jedenfalls angewendet haben, wenn man mich damals gefragt hätte, aber jetzt, vor Dir? — Nein! —

Als ich einige Male zwischen dem Wagen und unsern Zimmern hin- und hergelaufen war, übrigens auch den kleinen Garten am Gasthose unter dem Vorwande, Blumen darin zu pflücken, besucht hatte und eben noch eine neue Entdeckungreise vornehmen wollte, sagte die Tante:

„Es ziemt sich nicht, liebe Ottilie, in einem öffentlichen Gasthause so herumzulaufen; schicke lieber den Jean, er mag Dir Blumen pflücken, wenn Du nicht warten willst, bis wir nach Schönwick gekommen sind, um Dein Herbarium zu sammeln; dort kannst Du die schönsten und seltensten Blumen finden, gegen welche diese Gasthausprößlinge nichts sind.“ —

Ich erröthete bis an die Ohrläppchen vor Schaam, Verdruß und Verlegenheit. Ich, einen solchen Verweis erhalten! — Ich, die ich in mehreren Jahren nicht den leisesten Tadel

wegen ungehörigen Benehmens von Dir gehört hatte! — Und dieß noch dazu in einem so persifflirenden Tone! — Uebrigens den Fall angenommen, die Tante hatte Recht, (was ich damals jedoch stark bezweifelte) welche alberne Figur mußte ich dann vor den im Gasthose anwesenden Fremden gespielt haben? — Ich schämte mich vor ihnen, vor der Tante, vor Annetten, welche diesen Verweis mit angehört hatte, und vor mir selbst, und von diesem Augenblicke an begann diese Reihe von unangenehmen und — wie es schien — gewöhnlichen, für mich aber niederschlagenden Zurechtweisungen der Tante, von zunehmender Verlegenheit und fortwährender Unzufriedenheit mit mir selbst. Ich war den ganzen übrigen Theil des Tages hindurch nicht im Stande die Tante anzusehen, obwohl sie mir in schönen Worten eine lange Rede hielt, bis wir nach S\*\* kamen, wo wir das erste Nachtlager bei Graf B\*\* halten wollten. Die Zurechtweisungen der Tante gingen nie gerade auf einen Gegenstand — denn in diesem Falle würden sie weniger Beschämung, als vielmehr Dank erregt

haben — sondern sie waren stets auf Schrauben gestellt und trafen daher oft auf Saiten, auf welche sie nicht berechnet sein mochten, während sie wieder das Ziel, für welches sie eigentlich bestimmt waren, ungetroffen ließen. So zum Beispiel erzählte sie mir jetzt von einem jungen Mädchen vom Lande, welches zu einem großen Souper nach Stockholm gekommen war, sich anfangs ganz verduzt und albern benommen, dann nach Allem gefragt, Alles angesehen, über Dinge, die kein Mensch sonderbar oder lächerlich gefunden, überlaut gelacht, eine Theetasse zerbrochen und den Inhalt derselben über sich und ihren Nachbar gegossen, ihr Kleid zerrissen und einer fremden Dame Flecken in das ihrige gemacht hatte, indem sie unerwartet mit großer Hestigkeit und Rücksichtslosigkeit aufgesprungen war, ein Licht von einem benachbarten Tische weggenommen und — ich weiß nicht was — damit beleuchtet hatte, und dergleichen Mährchen mehr, alle auf dasselbe unglückliche Geschöpf bezüglich. Ich merkte recht wohl, daß diese Erzählung auf mich zielte. Das Lächeln, welches ich den

einzelnen Abentheuern derselben widmen mußte, fiel daher sehr gezwungen und kurz aus und, um vom diesem Gegenstand abzukommen, fragte ich endlich, ob nicht die Gräfin B\*\* eine Seitenverwandte von uns sei.

„Allerdings!“ erwiderte die Tante. „Aber der Graf ist Excellenz und eine Excellenz nennt man nie Onkel, Oheim oder Tante, sondern nur „Ihre Excellenz.“

Bei diesen Worten biß ich mich unter meinem Hute schweigend auf die Oberlippe, ohne jedoch der Tante eine Antwort zu geben. Es hätte dieser Erinnerung keineswegs bedurft, weil ich den Gegenstand derselben schon lange gewußt hatte; aber in diesem Augenblicke fiel mir zugleich ein, daß dieß vielleicht bei vielen andern Dingen, die mir die Tante empfehlen würde, ebenfalls der Fall sein möchte und von nun an bildete sich in meinem Innern eine zwar stumme, aber äußerst heftige Opposition gegen die Tante.

Schlag sieben Uhr kamen wir nach C\*\*. Eben als ich aus dem Wagen hüpfte, fiel mir der Tante Erzählung von dem Landmädchen auf.

dem Souper ein und gerade deshalb machte ich einen so entsetzlich ungeschickten Pas, daß mein Kleid am Wagentritte hängen blieb und mit hörbarem Geräusch zerriß.

„Ah, meine liebe Cousine!“ — sprach die Excellenz, die uns in eigener Person aus dem Wagen half. — „Was ist mit Ihrem Kleid?“ —

„O, nichts, gnädiger Onkel!“ versetzte ich in der größten Zerstreuung, gerade weil ich beständig an das Gegentheil gedacht hatte. Aber in demselben Augenblicke, wo ich als Cousine angeredet wurde, schwebte mir auch schon das unglückliche Wort „Onkel“ unwillkürlich auf den Lippen.

Ich erröthete bis in die Fingerspitzen.

Und ich hatte nicht einen, zwei oder drei, sondern wohl zwanzig Zeugen dieser Unannehmlichkeiten, denn der ganze Hof war voll junger Herren und Damen, die von dem schönen Abend ins Freie heraus zum Ball- und Reisspiel gelockt worden waren. Mein Haar war von der Reise noch verwirrt und zerstreut. Kaum hatte ich dasselbe wieder geordnet und ein anderes Kleid angelegt, so war das Abendessen

servirt und ich sollte nun im Speisesaale einer Gesellschaft vorgestellt werden, von der ich fest überzeugt war, daß sie unterdessen über mich und meine Unbeholfenheit herzlich gelacht hatte. Ich war nun nicht mehr das fröhliche, freimüthige Mädchen, welches im Gasthause die Treppen auf- und abgesprungen war, sondern ein furchtsamer Haase, der vor jedem einzelnen Schritte sagte, den er that. Alle sahen mich an, wie mir schien. Ich war bei Tische zwischen einem jungen Herrn und einer jungen Dame placirt. Ich hatte keinen von meinen beiden Nachbarn früher gesehen und wußte nicht, wie sie hießen; die Gegenwart des Geistes, welche ich später bei einem großen Diner in Stockholm hatte, wo mir dasselbe passirte, hatte ich leider damals noch nicht. Ich fragte damals nämlich meinen Nachbar zur rechten Seite nach dem Namen meines linken Nachbarn, und so umgekehrt; aber jetzt — — schwieg ich und aß, um nur etwas zu thun zu haben. Als aber mein männlicher Nachbar sehr artig bemerkte, daß mir die Reise Appetit gegeben zu haben schien, legte ich sogleich Messer und Gabel nie-

der, in der Ueberzeugung, daß ich zu viel gegessen hätte, denn unter den Erzählungen meiner Tante von dem Landmädchen auf dem Souper war auch die, daß sie wie ein hungriger Wolf gegessen und getrunken und auch noch Backwerk im Taschentuche verborgen hatte.

„Wie weit sind Sie heute gereist?“ — fragte mein Nachbar, während ich Brot zerkrümelte, das Wasserglas bald zu meiner Rechten, bald zu meiner Linken setzte und nicht wußte, was ich vornehmen sollte.

„Ich weiß es wirklich nicht!“ — erwiederte ich ganz der Wahrheit gemäß, denn es war mir nicht eingefallen, alle die halben Meilen, die wir an diesem Tage zurückgelegt hatten, aufzuschreiben, obwohl sie in meinem Reisejournal, welches ich Dir später schickte, gute Großmutter, genau aufgezeichnet waren.

Von nun an schien dieser Herr zu glauben, daß es nicht der Mühe lohne, seine Unterhaltung mit mir fortzusetzen. Er lachte und scherzte mit seiner Nachbarin zur Rechten und nun begann meine Nachbarin zur Linken sehr artig ein Verhör über den Weg, auf welchem

ich gereist war. Darüber wußte ich nun Punkt für Punkt genaue Auskunft zu geben, da ich unterwegs als Reisefiskal fungirt hatte.

Als ein vortreffliches Backwerk von Mandeln beim Dessert umhergereicht ward, fiel mir aus Versehen ein kleines Stück davon in den Schooß; mit vielen Ceremonien nahm ich es auf und aß davon. Damit aber meine Nachbarn ja nicht glauben möchten, daß ich etwas davon in mein Taschentuch verborgen hätte, schleuderte ich das letztere, gerade als man die Stühle von der Tafel rückte, recht sichtbar auseinander, vergaß aber völlig, daß ich ein ganzes Magazin von Zwirn, Fingerhut, Haarnadeln, Kämmen und dergleichen nach meiner Toilette darin verborgen hatte. Alles dieß kollerte und vollte nun mit lautem Geräusch unter den Tisch. Ueberrascht bückte sich mein Nachbar darnach, ich ebenfalls, und unter dem Tische kamen wir nun in die Berührung, zu der wir vorher nicht hatten gelangen können, denn noch vierzehn Tage später hatte ich eine Brausche an der Stirn von dem heftigen Stöße, den mir der Kopf meines artigen, aber felsenharten Nachbarns

beigebracht hatte. Nun war meine Fassung zu Ende und lange verhaltene Thränen brachen aus meinen Augen. Aber als man nun mit Essig, Wasser, Essenzen und Compressen auf mich losstürzte, weil man meine Thränen für Folge des Schmerzes von dem gräßlichen Zusammenstoß hielt, verfiel ich in jenes unbefiegbare Gelächter, welches den Thränen der Jugend so oft auf dem Fuße folgt. Dieß war mein Glück, denn wahrscheinlich kam mein eignes Lachen dem Gelächter der Gesellschaft zuvor, welches augenscheinlich auf Aller Lippen schwebte. Mit komischem Vortrage erzählte ich nun alle die Unglücksfälle, die mir seit meiner Ankunft begegnet waren und gab selbst den Ton zu dem allgemeinen herzlichen Gelächter an, welches nun entstand, während ich der Anekdote der Tante „von dem Landmädchen beim Souper“ einen ewigen Haß zuschwor.

Der übrige Theil des Abends war sehr schön. Wir promenirten und sprangen vergnügt im Garten umher. Mein Tischnachbar, der durch die Brausche, die sich an seiner Stirn zeigte, und die er sehr galant „un doux souvenir“

nannte, keineswegs von mir abgeschreckt zu sein schien, war mein Cavalier par préférence, und als wir gute Nacht von einander nahmen, versicherte er mir, er wäre ungemein betrübt darüber, daß wir schon morgen früh um zehn Uhr weiter reisen wollten. Dasselbe war auch bei mir der Fall. Der Anfang dieses Abends war so widrig gewesen, daß ich mich mehrere Male zu Dir, gute Großmutter, in unsere trauliche, angenehme Ruhe zurückgewünscht hatte; aber das Ende dieses Abends hatte mich wieder völlig mit der Welt versöhnt.

Nachdem ich mit der Tante in unsere Zimmer gekommen war, begann die Lehrere ihre Rede. Glücklicher Weise war sie klug genug, um nicht in große Exclamationen über solche Fatalitäten auszubrechen, die bereits geschehen waren, da sie wohl wußte, daß mich die Erfahrung laut genug vor der Wiederholung warnen würde. Desto mehr aber hob sie das Ueble hervor, welches hätte geschehen können, und desto dringender warnte sie mich vor den Versehen, die ich mir hatte zu Schulden kommen lassen, ohne sie zu bemerken. Aber dieß that

sie nicht, wie sonst, in kurzen, inhaltsreichen Worten, sondern mit langen, verwickelten und unangenehmen Umwegen. So zum Beispiel sagte sie:

„Es ist allerdings ein recht heiteres und ländliches Spiel für ein junges Mädchen vom Lande, so umher zu springen und um die Wette zu laufen, wie es heute Abend geschah; schade nur, daß die Damen nie so schnell laufen können, als die Herren!“ —

„O, ich konnte es doch!“ erwiderte ich ganz erfreut über den großen Vorsprung, den ich den ganzen Abend hindurch beim Laufen behauptet hatte. —

„Ja Du läufst wie ein junges Reh!“ — sagte die Tante — „aber die übrigen Damen hatten auch nicht so schöne Strumpfbänder wie Du, darum liefen sie nicht so schnell und hielten mehr an sich.“

Das traf mich. War es eine bloße Redensart oder hatte man wirklich meine Strumpfbänder gesehen? — Fragen wollte ich nicht, aber ich nahm mir vor, ein andermal so vorsichtig wie eine gekoppelte Ziege zu laufen.

Hätte aber nicht die Tante mir zur gehörigen Zeit, wo noch Abhülfe möglich war, sagen können: „Laufe nicht so schnell, Dein Kleid flattert so hoch auf!“ — In diesem Falle würde ich ihr dankbar gewesen sein, so aber schlich sich in mein Inneres allmählig ein gewisser Widerwillen gegen die Tante ein, der mit jedem Tage zunahm, ungeachtet ich die Richtigkeit der meisten ihrer Bemerkungen recht wohl einsah.

Am andern Morgen fühlte ich mich sehr verlegen und beschämt bei dem widerwärtigen Gedanken, daß sämtliche Herren wüßten, daß ich blaue, silbergestickte Atlasstrumpfbänder hatte. Dieser Gedanke verfolgte mich so sehr und trat so störend zwischen Alles, daß ich mich wahrhaft erleichtert fühlte, als ich in den Wagen stieg. Nun fing die Tante an mich darüber zu verhören, wie mir Fräulein A\*\* und Fräulein B\*\* und Baron C\*\* und Lieutenant D\*\* und Kammerherr E\*\* gefallen hätte. Allein ich hatte am vergangnen Abend so sehr an mich selbst zu denken gehabt, daß ich von keiner der Personen, die ich gesehen hatte, den Namen wußte; dagegen hatte sich ihr Aeußeres meinem

Gedächtniß so tief eingeprägt, daß ich sie ganz treu porträtiren konnte. Ich äußerte daher mehrere Male bei Bezeichnung der Personen: „Der Herr mit dem kahlen Kopfe, die Dame mit der Warze an der Nase“ u. s. w. Da schlug die Tante ein lautes Gelächter auf und erzählte mir mitten unter dem Lachen, daß in ihrem elterlichen Hause ein taubstummer Knabe gewesen sei, der die Personen aus seinen Umgebungen auf dieselbe Weise nach ihren auffallendsten Eigenheiten beschrieben hätte. Ich stellte mich zwar, als ob ich über diese Reminiscenz der Tante lachte, aber ich that es mit heimlichen Verdruß und faßte den festen Entschluß, künftig alle Leute bei ihren Namen zu nennen, wie Moses im Buche Numeri, zum Troß für die Vergleichung der Tante zwischen mir und dem taubstummen Jungen.

Von dem übrigen Theil der Reise weiß ich mir nichts mehr zu erinnern, als daß die Gasthöfe nun allen Reiz für mich verloren hatten, seitdem die Tante mir versichert hatte, daß es das Unpassendste in der Welt für ein junges Mädchen sei, daselbst herumzulaufen und die

Inschriften an den Wänden und Fenstern zu lesen oder gar dergleichen selbst in die Fensterscheiben einzuritzen, was mir doch gerade stets großes Vergnügen gemacht hatte. Ich zitterte vor Vergnügen, daß ich endlich zum ersten Male in meinem Leben eine Stadt sehen sollte, als wir in das kleine häßliche \*\*köping einfuhren; aber ich erinnerte mich auch zu gleicher Zeit an einen alten albernen Reim, der ein vollkommenes Bild meiner damaligen Gefühle in ihrer Höhe und in ihrem Falle gab:

„Aurora öffnet ihre Purpurporten,  
Dann ist sie Brot und kleine Buttertorten.“

Ich lachte laut über diese niedrigen, grell angestrichnen Hütten, an die ich nie gedacht hatte, wenn ich mir in meiner Phantasie eine Stadt wie Venedig, Neapel, Genua, Marseille oder eine der herrlichen Seestädte gedacht hatte, deren Ansichten zu Hause bei Dir im Speisesaale hingen. Ich lachte und machte so lange Vergleichen zwischen meiner Einbildung und der Wirklichkeit, bis Annette — die, ohne daß ich es wußte, in diesem häßlichen, buntgefärbten Neste geboren war — unwillig wurde. Die

Tante fand für gut, Annettens Parthie zu nehmen und äußerte mit einiger Schärfe, daß ich noch ganz andere Dinge, außer \*\*köping, ganz anders und weniger schön finden würde, als ich mir vorzustellen beliebte, und gab mir unter vielen unnöthigen Worten den Rath, meine „fehlgeschlagenen Hoffnungen und Einbildungen“ nicht so laut werden zu lassen, sondern jeden Gegenstand zu nehmen, wie er eben wäre, und ja nicht zu glauben, daß meine Einbildungen untrüglich wären u. s. w. Zum ersten Male fiel mir nun ein, daß auch Stockholm vielleicht nicht alle die innern und äußern Vollkommenheiten und Reize haben möchte, die ich mir vermuthete; und dieß war ein sehr niederschlagender Gedanke für mich. Eines einzigen Gegenstandes, der unterwegs erwähnt wurde, erinnere ich mich noch: — daß ich nämlich zum ersten Male von Otto, dem einzigen Sohne der Tante, sprechen hörte. Was die Tante von ihm sagte, weiß ich nicht mehr. Daß sie ihn rühmte, verstand sich von selbst; daß sie mir aber mit ihrer tiefen, feinen Politik — obwohl unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses — anvertraute, ihr

Sohn sei im Begriffe sich zu verloben und eine gute Parthie zu machen, das war ein Gegenstand, über den ich damals nicht im Mindesten nachdachte, obwohl er mir später oft genug einfiel. Auch sprach sie viel von ihrem Gatten und seinen kleinen Eigenheiten, augenscheinlich jedoch nur deshalb, um mir dadurch Winke zu geben, daß ich dieß thun oder jenes lassen sollte u. s. w.

Abends um zehn Uhr kamen wir erst in Schönwik an, das, wie Du weißt, eine halbe Meile südlich von Stockholm liegt. Onkel K\*\* erwartete uns, wie Du Dir wohl denken wirst, und der erste Anblick des reizenden, angenehmen und stattlichen Schönwik war wahrhaft hinreißend. Schon aus weiter Ferne sahen wir ein blendendes Licht durch die dunkeln, dichten, himmelhohen Bäume schimmern, und als sich die Allee um eine Ecke bog, erblickten wir die ganze Facade des großen, im edeln, geschmackvollen Stile erbauten Schönwik herrlich illuminirt vor uns. Als wir an den Schloßhof kamen, strahlte uns ein Transparent entgegen, welches in einer allegorischen Scene aus dem Olymp die wieder-

gewonnene Gesundheit der Tante andeutete. Der Onkel und Otto standen an der Treppe und wetteiferten unter einander, die Tante aus dem Wagen zu heben, zu bewillkommen und zu umarmen. An mich dachte Niemand. Der Onkel und Otto führten die Tante, Jeder unter einem Arme, die breiten hellerleuchteten Treppen hinauf. Ich ging allein hinterher und schien mir zum ersten Mal in meinem Leben ganz verlassen zu sein. Als wir oben in einen großen Saal gelangt waren, traten von allen Seiten Freunde und Bekannte der Tante, bewillkommend und herzlich begrüßend hervor. Mich bemerkte Niemand. Ich stand an der Thür und suchte mich vergebens von meinem Hut zu befreien, der mir an den Haaren festhing und über die Augen herabgefallen war, so daß ich nichts sah, sondern nur das betäubende Scharren und Sprechen um mich her hörte. Endlich hörte ich die Stimme der Tante, welche mir zurief: „Ottillie, Ottillie! Komm hierher, liebes Kind, damit ich Dich vorstellen kann! In dieser Freude hätte ich fast meine kleine Niece vergessen!“ — Nun kam auch eine hilfreiche Hand und entledigte

mich des Hutes. Eine Locke meines Haares blieb jedoch darin hängen und der Ueberrest flatterte mir um die Schultern herum und erinnerte mich an die Löwenmähne, welche die Tante stets erwähnte, wenn ich meine armen Haare nicht mit einem Kamme und einem Schock Haarnadeln aufgesteckt hatte.

Daß ich verlegen und ziemlich niedergeschlagen war, versteht sich wohl von selbst. Aber mein Onkel brachte mich bald in gute Laune. Da ich ihn nicht portraïtiren will und kann, sondern nur so darstellen werde, wie er mir wirklich erschien, so bekenne ich, daß er mich bereits an diesem ersten Abend entzückte. Er umarmte mich, zog mich zu einem großen Kronenleuchter, um mich genau zu betrachten, und sagte mir, ohne mich durch plumpe Schmeicheleien in Verwirrung zu bringen, so viele feine Artigkeiten, daß ich wieder gutes Muths wurde. Die Tante sprach leise mit ihren Freunden und blickte mich dabei an. Ob es Gutes oder Böses, oder eine Mischung von Beiden war, was sie von mir sprach, vermag ich nicht zu bestimmen. Otto war die Seele des Ganzen

und, ehe ich noch partheiisch für ihn werde, will ich ihn so beschreiben, wie er mir an diesem Abend erschien. Daß er Lieutenant in der reitenden Leibgarde ist, das weißt Du. Da Du ihn aber nie gesehen hast und ihn vielleicht nie sehen wirst, liebe Großmutter, so kannst Du nicht wissen, daß er einer der schönsten Männer ist, die man finden kann. Er ist lang und schlank. Jemand äußerte einmal, daß in jeder seiner Locken ein unsichtbarer Amor läge; später aber sagte wieder Jemand, ein Amor sei eine fliegende Lüge, und da dachte ich an Otto's Locken. Seine Stirn ist so rein, daß man sie für den Spiegel der Wahrheit und Aufrichtigkeit selbst halten sollte! Und seine Augen! Liebe Großmutter, hast Du jemals von ganzer Seele, von ganzem Herzen geliebt? Erinnerst Du Dich der Augen dessen, den Du liebtest? — Nun wohl, so waren Otto's Augen! Sein Blick konnte ein Himmel oder ein Todesurtheil sein. Sein Mund war ein Thron der Heiterkeit und ein Heiligthum des Ernstes, das heißt, der Ernst verirrete sich selten dahin; wenn er aber dahin kam, so war er schöner,

als an jedem andern Orte. Nun weist Du, wie er aussieht, liebe Großmutter, denn von seiner schönen Nase, seinen feinen Augenbrauen, seinen wohlgebildeten Händen und seinen kleinen Füßen brauche ich wohl nichts zu erwähnen.

Nicht ein einziges Mal an diesem ersten Abend wandte er sich zu mir. Er mochte wohl Vieles zu besorgen haben; aber doch vergaß er die andern jungen Damen nicht, sonder widmete Jeder einen Theil seiner Aufmerksamkeit. Allen — außer mir! Er gewahrte es nicht, als mich der Dunkel begrüßte und unter den Kronleuchter musterte, und später hatte ich mich in einen Winkel hinter ein Fortepiano verkrochen, wo ich in den umherliegenden Noten blättertete, theils alte vergessene Sachen von Hofmeister und Meye! pour le clavecin aus der Jugendzeit der Tante, theils Gesangstücke aus neueren Stücken, aus Aschenbrödel, aus der Zauberflöte u. s. w., auf welchen Otto's Name stand.

Als man sich endlich zum Souper in den Speisesaal begab, führte jeder Cavalier seine

Dame. Mich aber, hinter dem Fortepiano versteckt, bemerkte Niemand, vermiste Niemand, und ich blieb allein zurück. Nun brach ich wirklich in Thränen aus. Ich fühlte einen Haß gegen die Tante, die mich von Dir, von meinen schönen, ruhigen Tagen weggerissen hatte, um mich dann zu vergessen und rathlos unter unbekanntem Menschen zu lassen. Ich fühlte eine gewisse Verachtung gegen meinen Onkel, der mir so viel Schönes vorgesagt hatte und doch so wenig für mich that. Gegen Otto, der sich um Alle bekümmerte und nur mich, mich allein in der ganzen Welt vergaß, fühlte ich wirklichen Abscheu. So urtheilte ich an diesem Abend über die ganze Familie, und wollte Gott, daß mir die Zeit diese Urtheile nicht wieder genommen hätte, um mich später mit desto größerer Gewalt wieder zu ihnen zurückzuschleudern und all' meinen Glauben an die Güte und Theilnahme der Menschen mit einem Male zu zertrümmern! — Vergieb mir diesen bekümmerten Blick in die Zukunft, liebe Großmutter! Wir sind noch lange nicht an dieser Epoche.

Ich weinte unterdessen wie ein Kind. Ich

fühlte mich zurückgesetzt, ich war hungrig, ich war ermüdet von der Reise, ich hatte Kopfschmerz, ich fürchtete, daß man mein Zurückbleiben für Caprice halten möchte, ich wußte nicht, wohin ich den Weg nehmen sollte, um in mein Schlafzimmer zu kommen, ich wußte nicht einmal, ob man ein solches für mich besorgt hatte, (mir ahnte vielmehr das Gegentheil) ich war in entsetzlicher Angst vor der schlechten Figur, die ich spielen mußte, und vor den unendlichen Fragen, die ich auszuhalten hatte, wenn die Gesellschaft nach aufgehobener Tafel den Speisesaal verlassen und in den Saal zurückkommen würde. Zitternd hörte ich das fröhliche Gesumme der Unterhaltung, das Klappern der Teller und die eiligen Schritte der aufwartenden Diener aus dem Speisesaale her, dessen Thüren alle offen standen. Lauschend saß ich da und sprach leise vor mich hin: „jetzt ist man die Suppe, jetzt den Braten, nun kommt das Dessert! O Gott stehe mir bei, nun werden sie bald kommen!“ —

Aber ich täuschte mich, ich hatte nicht alle Zwischenereignisse berechnet. Otto's Stimme,

die sich durch ein leises, aber angenehmes Schnarren und ein kaum bemerkbares Rispeln auszeichnete, kannte ich bereits. Ich hörte sein lebhaftes, lautes Lachen, ich hörte ihn Toaste ausbringen und die Uebrigen darauf lachen und mit den Gläsern anstoßen. Endlich fiel mir ein allgemeines Schweigen, gleich darauf der Ausruf Otto's: „Gott's Tausend!“ — und ein Geräusch, als ob ein Stuhl vom Tische weg gerückt würde, auf. Ich ahnte das Schlimmste und meine Ahnung traf ein.

„Cousine Olivia, Cousine Olivia, Cousine Ottilie, wollte ich sagen!“ — rief er durch alle Zimmer und eilte bei mir vorbei, da man mich nicht sehen konnte, wenn man vom Speisesaale aus eintrat. Rufend durchlief er die ganze Zimmerreihe, kurz darauf aber kam er mit der Serviette in der Hand zurück und sprach beim Eintritt in den Saal halblaut vor sich hin: „ich glaube wahrlich, der Teufel hat die Cousine geholt!“ — In demselben Augenblicke fiel sein Blick auf mich. Und ich war so albern — Gott weiß worüber — in Thränen auszubrechen. Er kam sogleich zu mir, bat mich tausend und

aber tausend Mal um Verzeihung wegen seiner Bergeßlichkeit, lud mich ein, mit in den Speisesaal zu kommen, fragte mich, ob ich vielleicht lieber allein essen wollte, bat mich vor allen Dingen, nicht mehr zu weinen und nahm eine immer sanftere und mildere Stimme an, die mir endlich den Muth wieder gab, den ich — wie ich bemerkt hatte — stets wieder erhalte, wenn die Gefahr am größten geworden ist. Ich faltete meine Hände, die ich vor mein verweintes Gesicht gelegt hatte, auseinander, blickte zu ihm, der über mich gebeugt vor mir stand, hinauf und antwortete bloß:

„Sei Du gut gegen mich! Zeige mir mein Zimmer! Mich schmerzt der Kopf so sehr. Ich bin so sehr verweint und auch so niedergeschlagen. Ich mag nicht unter alle die unbekanntnen Menschen da draußen. Sprich, Du hättest mich nicht gefunden; die kleine Nothlüge wird Gott wohl verzeihen, er ist ja so gut!“ —

Er blickte mich immer inniger an und Du hättest sehen sollen, theure Großmutter, wie seine Augen gleich Sternen in einer dunkeln Nacht über mir leuchteten.

„Komm, süßes Kind!“ — sprach er, nahm mich sanft bei der Hand und führte mich, indem er allen Begegnungen auszuweichen wußte, durch eine Seitenthüre, über hellerleuchtete, schöne Corridors und breite, zierliche Treppen ins obere Stockwerk in ein kleines Zimmer, dessen Anblick mich sogleich mit dem ganzen Leben und mit allen Kümernissen und Widerwärtigkeiten, die mir an diesem Tage begegnet waren, völlig wieder ausföhnte. Meine Hand in Otto's Hand beklagte sich auch nicht über ihren Aufsehalt -- mein Herz schlug — aber vor Freude! — Liebe Großmutter, blicke nun nicht etwa auf und schüttle den Kopf! Erwinnere Dich, daß ich den ewigen Schlaf schlummere, wenn Du dies liesest, und denke, wie Dir zu Muthe war, als Du noch jung warst. Darauf verlasse ich mich so manches Mal.

Nun will ich Dir mein Zimmer beschreiben. Es war nicht sehr groß, aber hoch. Die Wände waren rosenroth, der Fußboden war, ungeachtet des Sommers, mit einer dunkelgrünen Matte belegt. Ein weißes Mouffelinbett mit einer rosaseidnen Decke stand auf der einen,

ein dunkelrothseidenes Sopha auf der andern Seite. In der tiefen geräumigen Fensternische waren zwei Stühle und ein Nähtischchen angebracht. Lange, dunkelrothe Vorhänge hingen in zahlreichen Falten von der Decke bis zum Fußboden herab. Auf einem Tisch unter einem großen Spiegel war eine vollständige Toilette aufgestellt. Auf dem hohen, milchweißen, eleganten Ofen, auf dem Nähtischchen und auf dem Toilettentische standen schön geschliffne Gläser voll duftender Rosen. Auf einem kleinen Nachttisch vor dem Bette stand eine Schaal mit Bergkristall, in der Mitte eine Rose. Eine an der Decke befindliche Lampe erhellte das Zimmer und verbreitete ein wahres Zauberlicht über dasselbe. — Ich habe nie — weder früher noch später — eine so angenehme Ueberraschung NB durch leblose Gegenstände gehabt.

„Soll ich hier wohnen?“ — fragte ich mit freudeerfülltem Herzen und blickte Otto'n an, der sich an meiner Freude zu weiden schien.

„Ja wohl, süßes Kind!“ — erwiederte dieser. — „Ich selbst habe dieses Zimmer für Dich

gewählt, ich selbst habe diese Blumen herein-  
gesetzt, ich selbst habe sie gepflückt, als ich heu-  
te Vormittags draußen war und badete. Ge-  
fällt Dir Deine Wohnung?" —

„O, sehr!“ — erwiderte ich entzückt.

„Ich auch?“ — fragte er.

Ich erröthete heftig. Er faßte mich hastig  
um den Leib und sagte: „Gieb mir einen Kuß,  
Kind, bevor wir uns trennen, zum Dank  
für“ — — —

„Nein, nie!“ — rief ich und wand mich  
aus seinen Armen.

„Bergieb mir, Ottilie!“ — sprach er nun  
mit ganz anderer Stimme. — „Sage der Mut-  
ter nichts davon. Ich will es nie wieder thun!“  
— Und bei diesen Worten nahm er meine  
Hand und drückte sie heftig an seine Lippen.

„Ist Dir noch unwohl, süßes Kind?“ —  
fragte er dann zärtlich.

Ich antwortete ihm stammelnd, daß ich nur  
noch wenig Kopfschmerz hätte. Er fragte mich,  
ob ich nun etwa ein wenig Essen zu haben  
wünschte. Ich war unentschlossen und — als

er dieß bemerkte, — eilte er hinaus und ließ mich allein zurück.

Ich will nicht versuchen, Dir die Gedanken mitzutheilen, die mich in diesem Augenblicke durchwogten, sie waren verworren und unklar! — Ich kam mir vor, als ob ich plötzlich aus einer Hölle in einen Himmel versetzt worden wäre. Jedes Gefühl meines Herzens, jeder Gedanke meiner Seele war süß und schön. Das Zimmer war meine Welt und Otto das einzige Wesen, welches darin lebte. Ich habe mir später oft nur auf Sekunden die Seligkeit zurückgewünscht, die mich in diesem Augenblicke erfüllte. Fast eine Viertelstunde saß ich lauschend und erwartungsvoll allein. Während der Zeit bemerkte ich zerstreut, daß mein sämtliches Gepäck geordnet und im Zimmer aufgestellt war. — Das Zimmer war also gleich anfangs für mich bestimmt gewesen. Endlich vernahm ich Schritte, die sich meinem Zimmer näherten! Jetzt erst fiel mir der düstere Gedanke ein: „das ist er nicht, er kann nicht alle die fremden Gäste verlassen, sondern er hat („sehr klug“ sagte eifrig die wenige Ueberlegung, die mir noch übrig

geblieben war) Annetten oder sonst eine Dienerin geschickt.“ — Aber ich irrte mich! Es war Otto selbst, welcher kam. Freute ich mich darz über, liebe Großmutter? — Urtheile selbst darz über.

„Vergieb mir, liebe, süße Ottilie, daß ich so lange gezögert habe, — sprach er. — „Aber man hatte schon beinahe abgegessen, als ich zurückkam, und ich mußte mich doch auf die wenigen Augenblicke, die noch übrig waren, an die Tafel setzen. Als aber vom Tische aufgestanden wurde, versah ich mich im Wirrwarr mit diesen Kleinigkeiten und flog her zu Dir, denn ich konnte nicht über mich gewinnen, Dir Jemanden anders zu schicken. Jetzt ist ein Getümmel unten, wobei sie mich nicht vermissen, und hiers her wird Niemand kommen, denn ich habe gesagt, daß ich gehört hätte, Du wärest bereits schlafen gegangen.“ —

Nun setzte er einige kleine Teller mit Braten, Gelee, Backwerk, Apfelsinen, Weintrauben und einer Caraffe mit Wein auf den Tisch. Lachend und scherzend begann ich mein Sou-

per. Der Kopfschmerz war verschwunden und an dessen Stelle ein guter Appetit getreten.

„Ich habe heute Abend nicht dazu kommen können, nur einen einzigen Bissen zu essen,“ — sagte Otto nach einem Weilchen — „gib mir ein wenig auf Deiner Gabel.“ —

Ich gehorchte seinem Willen und nun aßen wir Beide mit derselben Gabel, aus demselben Teller, von jedem Gericht. So war es auch mit dem Löffel, als die Reihe ans Gelee kam. Von dem Gebäck wollte er nur unter der Bedingung essen, daß ich die Hälfte davon nähme. Die Trauben theilten wir ebenfalls. Den Wein tranken wir aus einem Glase, aber die Äpfel seinen nahm er und rollte sie lachend unter mein Bett. Dann trat er vor mich, während ich stumm, bekümmert und mit einer gewissen Reue — ohne zu wissen worüber — da saß.

„Was denkst Du, Ottilie,“ — sprach er — „Du bist doch nicht böse auf mich? — Sieh mich an!“ — (Ich vermochte nicht ihn anzublicken) er nahm heftig meine Hand, legte sie an sein Herz und ließ mich dessen schnelle Schläge fühlen. Mein Herz wollte alle Fesseln

sprenge. Es schwindelte mir vor den Augen — und ein Glück war's — daß er jetzt keinen Fuß forderte.

„Gute Nacht, Ottilie!“ — sprach er nach einem sonderbaren, minutenlangen Schweigen. — „Gute Nacht, schlafe den Schlaf eines Engels! Sei morgen klug und vorsichtig! Erwähne gegen Niemanden etwas von unserm Souper! An mir hast Du für immer einen Freund; aber vorsichtig müssen wir sein.“ —

Und nun ging er.

Was sollte das heißen? — Vorsichtig! — Was glaubte er? — Was dachte er? — Vorsichtig! — Und jetzt, jetzt erst flog mir die Nachricht der Tante von seiner Verlobung durch den Sinn! Ich fühlte, wie mir sogleich jeder Blutstropfen aus dem Gesicht, ja aus dem Herzen wich; bald aber fing ich an mich zu trösten:

„Daran mag er wohl früher gedacht haben, aber jetzt gewiß nicht mehr, auch künftig nicht! Ich konnte ja an nichts anderes denken, als an ihn! Und er! Er kann ja eben so wenig an etwas anderes denken, als an mich.“

Ich fragte mein Herz, ich fragte mein Vergiß  
 meinnicht, ich fragte die Apfelsinen, — Alles,  
 Alles antwortete mit Ja, und glücklicher, als  
 ich jemals im Leben gewesen war, schlief ich  
 ein. Daß aber ein Gift unter meinem Glücke  
 war, bewiesen mir die Gewissensbisse, welche  
 ich fühlte, so oft ich an Dich dachte, theure  
 Großmutter. Ich wünschte nicht, daß Du mich  
 diesen ganzen Abend hindurch gesehen hättest  
 — und solch' ein Wunsch war früher noch nie  
 in Deiner Ottilie aufgestiegen.

Ich schlief weit hinein in den Morgen des  
 folgenden Tages und ein neues Leben, eine neue  
 Sonne schien mir aufzugehen, als ich endlich  
 erwachte. Wie glücklich man sich doch im Le-  
 ben fühlen kann! Aber dazu sind drei Dinge  
 wesentlich nothwendig: — ein reines Gewissen,  
 Unkenntniß der Menschen und eine schöne Hoff-  
 nung, die aber nicht Gewißheit sein darf, denn  
 diese ist schon zu viel!

Mit größter Sorgfalt machte ich meine Toi-  
 lette. Meine Zofe ein junges, ungefähr zwanz-  
 zigjähriges Mädchen, hübsch, wohl gewachsen,  
 nett gekleidet und Marie geheißen, war mir

dabei behülfflich. Ich fühlte das Bedürfniß, an Otto zu denken und von ihm zu sprechen.

„Was giebt es doch hier für herrliche Rosen!“ — rief ich aus, während ich mir das Haar flocht.

„Ja, sehr schöne Rosen! Ihre Gnaden scheinen dieselben auch sehr zu lieben und baten mich, in alle Zimmer Rosen zu setzen.“ —

„Und diese kleinen, hübschen, blauen Blümchen, hast Du diese auch heringesetzt?“ — fragte ich und wandte mich von Marien ab, damit sie mein Erröthen nicht gewahr werden sollte.

„Gott bewahre!“ — erwiderte sie und erzöthete nun ihrerseits. — „Der junge Graf hat mir gelehrt, sie in eine Schale zu setzen und Wasser darauf zu gießen, wie bei diesen hier.“ —

Ich wurde bald eiskalt, bald glühend roth.

„Eine Unwahrheit also!“ — dachte ich und fühlte eine unsäglich bittere und bekümmerte Stimmung in mir aufsteigen. Aber bald begann ich zu überlegen, das heißt, für Otto Parthie zu nehmen und mich selbst anzuklagen. Ich tadelte meine Eigenliebe und meine daraus hervorgehende Anforderung, daß er, um mir zu

gefallen, etwas für mich hätte thun sollen, bevor er mich noch gesehen hatte. Aber warum mußte er dann lügen? — Deshalb mußte er sagen, daß er selbst diese Blumen gepflückt hätte? — Still, vielleicht hat er die weggeworfen, welche Marie gepflückt hatte, und andere dafür hingesezt! — Aber wozu dieß, ehe er mich gesehen hatte, ehe er mich kannte? — Und dieser kalte Empfang, dieses gänzliche Vergessen meiner Person und endlich dieser Ausruf: „Ich glaube, der Teufel hat die ganze Cousine geholt!“ — Nein, daraus läßt sich keine Fürsorge für mich abnehmen! —

So irrten meine Gedanken unter Möglichkeiten und Unmöglichkeiten umher, bis ich angekleidet war und hinunter ging. Lange stand ich an der Saalthür, bevor ich dieselbe öffnete. Im Zimmer war alles still, ich hörte bloß, daß sich Jemand darin befand, der dann und wann ein Zeitungsblatt umwendete. Endlich nahm ich mir Muth, öffnete die Thür und mein artiger Dufel kam mir sogleich entgegen und überhäufte mich mit freundlichen Fragen nach meiner Gesundheit, meinem Schlaf und meinem

Uebelbefinden am vergangenen Abend. Sodann theilte er mir mit, daß die Tante noch schlief und fing darauf an, mich nach Dir und nach Allem zu fragen, was mich interessirte, und zwar mit so großem und lebhaftem Interesse, daß ich glaubte, ihm durch meine kleinen Mittheilungen ein großes Vergnügen zu bereiten. Endlich begann er nach meiner Erziehung zu fragen, namentlich ob ich an Musik, Lectüre, Malerei, Zeichnen und dergleichen Unterhaltungen Vergnügen fände. Da er mir durch die feinen Schmeicheleien, in die er anscheinend zufällig seine Worte einzukleiden wußte, großes Vertrauen und ziemliches Selbstbewußtsein eingeößt hatte, so erzählte ich ihm ganz aufrichtig, daß ich ein wenig Fortepiano spielte, leichte Lieder dazu sänge, ein wenig Landschaftszeichnerin sei und ziemlich gut französisch, auch erträglich englisch und deutsch spräche. Ohne sich den Anschein zu geben, als ob er mich examiniren wollte, ließ er mich Proben meiner Fertigkeiten geben: — ich spielte meine Variationen von Geling auf den Tyroler Walzer, ich sang: „Quand tu m'aimais,“ und ohne meine

Leistungen bis in die Wolken zu erheben, flößte er mir Muth und Hoffnung ein, sie zu vervollkommen. Kurz, er entzückte mich und dazu trug der Umstand nicht wenig bei, daß ich einige Züge von Otto in dem Gesicht des vierzigjährigen Mannes entdeckte, der weder einem Greise, noch einem abgelebten jungen Courtiseur glich und nichts, als hohe männliche Würde in schöne Formen und Züge gekleidet, verrieth. Ich behauptete, daß der Dufel noch jetzt unwiderstehlich für Jeden ist, den er einnehmen will, (und er will die ganze Welt einnehmen) und daß sehr viel Gunst des Schicksals und ungemein und mehr, als wünschenswerth, scharfe Augen dazu gehören, dieser Bezauberung zu entgehen. Bei mir war dieselbe so stark, daß ich während dieses höchst interessanten Vormittags Otto kaum vermißte.

Es war schon zwölf Uhr vorüber, als Annette endlich herein kam und uns meldete, daß die Gräfin wach sei. Geschäftig nahm sie alle Blumenvasen weg, schloß die Fenster und durchsprenkte das Zimmer mit eau de cologne, damit auch die Luft für die Taute passend sein

möchte, wenn sie etwa unerwartet ins Zimmer träte.

„Charmant!“ — sagte der Onkel, nahm mich bei der Hand und führte mich zu meiner Tante.

Das Schlafzimmer derselben war vielleicht das ausgesuchteste, was ich je gesehen habe. Bald hätte ich gesagt: „was ich mir je vorgestellt habe;“ allein diese Aeußerung würde unrichtig gewesen sein, denn keine Phantasie vermag sich alle die unnöthigen Kostbarkeiten vorzustellen, die hier über einander gehäuft waren. Jetzt war die Tante in ihrem eigentlichen Elemente. Sie hatte eine ungewöhnliche Vorliebe für die weiße Farbe. Weiß war ihr Bett, weiß ihre Decke und sie selbst lag in Spitzen und Stickereien gehüllt wie eine prächtige Leiche da. Für mich hatte ihr Anblick etwas Abstoßendes und Unheimliches; aber bei dem Onkel schien dieß nicht der Fall zu sein. Er eilte auf das Bett zu, ließ sich auf einem davorstehenden Tabouret auf die Knie nieder, bedeckte die Hände der Tante mit Küssen und betheuerte, daß sie um zwanzig Jahre jünger aussähe, als bei ih-

rer Abreise nach Kopenhagen, daß sie zugenommen und Farbe erhalten hätte und was dergleichen Ungereimtheiten mehr waren. Ich schwieg, zu mir selbst aber sprach ich: „O, der gute Onkel, er hält so viel auf die Tante, daß er dieß in der That wirklich glaubt!“ — Die Tante lächelte und war ungewöhnlich guter Laune; sie fragte mich nach meinem Befinden und schien meine Schappade vom vergangenen Abend ganz vergessen zu haben, womit ich sehr zufrieden war, denn ich fühlte mich keineswegs geneigt, Rechenschaft darüber zu geben.

Bald darauf wurde nach Otto gefragt. Ich zitterte vor Erwartung und Sehnsucht nach der Antwort des Onkels, denn den ganzen Vormittag hindurch hatte mir dieselbe Frage auf den Lippen geschwebt.

„Er ist in die Stadt geritten, wird aber zum Mittag wieder zurückkommen.“ —

„Und seine Reise, wann tritt er diese an?“ —

„Bermuthlich in einigen Tagen, nachdem er Dich gesehen hat, *saive et sauve, au port.*“ —

Ich verließ jetzt das Zimmer aus zwei verschiedenen Gründen: — Tante und Onkel konn-

ten sich vielleicht Manches mitzutheilen haben, was ich nicht zu hören brauchte, und ich fühlte unleidliche Pein bei dem Gedanken an die wenigen Worte: „Otto soll verreisen! — Und wohin?“ — Ich irrte müßig und verstimmt in allen Zimmern umher. Ich suchte überall; allein wenn man nicht weiß, was man sucht, so ist man sicher, daß man nichts findet. Später fiel mir wohl ein, daß es Ruhe und Zufriedenheit war, die ich suchte, und die ich verloren hatte, seitdem ich von Dir geschieden war, Du gute liebe Großmutter.

Während ich zwecklos auf diese Weise umherirrte, erhielt ich durch Annetten die Nachricht von meiner Tante, daß ich mich zum Mittag in schwarze Seide kleiden und die Haare zierlich flechten möchte, weil wir Nachmittags einige Besuche in der Stadt machen wollten. Dieß hatte völlig das Ansehn eines Befehls. Da ich von Dir daran gewöhnt worden war, in allen Toilettenangelegenheiten ganz selbstständig wählen und handeln zu dürfen, so war mir diese Ordre eben so neu als unangenehm; allein ich schwieg und gehorchte. Als ich beinahe

he völlig angekleidet war, schickte die Tante nach mir. Fast nichts an meinem Anzuge saß, wie es sitzen sollte; als aber die Tante an jedem einzelnen Theile desselben noch gerupft und gezupft hatte, fand sie mich endlich „sehr wohl gekleidet.“ Ich folgte hierauf der Tante in den Speisesaal, wo schon mehrere Herren versammelt waren. Schon von weitem vernahm ich Otto's fröhliche Stimme. Ich erzöthete, ich zitterte, ich wankte, ich vermochte kaum zu gehen und glaubte, Otto würde mir auf dieselbe Weise, wie am verflossenen Abend, sichtbarlich nur von einem einzigen ungetheilten Gefühle erfüllt, begegnen; aber — ich sollte stets in meinen Erwartungen getäuscht und die Freuden, die mir das Leben bot, sollten nie zur Wirklichkeit verwandelt werden. Die Glückszeichen, welche schnell und unerwartet über meinem Lebenshimmel hinzogen, ohne zu verweilen, verschwanden mehrentheils schon wieder, während ich sie noch erstaunt betrachtete. Da Otto die Tante schon vorher begrüßt hatte, so machte er uns bloß eine leichte Verbeugung und setzte dann seine Gr-

zählung von Napoleons Siege bei Borodino fort, worüber der Bericht so eben mit der deutschen Post angekommen war.

Wider all' mein Erwarten erhielt ich meinen Platz zwischen dem Onkel und einem Präsidenten! Otto saß mit mir auf derselben Seite der Tafel, so daß ich ihn nicht sehen, sondern nur seine Stimme hören konnte. So langweilig und langsam ist mir noch nie ein Mittag vergangen, so weit ich denken kann. Mein Onkel, der sich nach meiner Meinung und nach den Artigkeiten, die er mir Vormittags gesagt hatte, vorzugsweise mit mir beschäftigen sollte, schenkte mir weiter keine Aufmerksamkeit, als daß er mir mit vieler Zuorkommenheit von allen vorhandenen Gerichten anbot. Zwar sagte er dem Präsidenten einige artige und schmeichelhafte Worte über mich, dann aber versenkten sich Beide in die tiefsten Schachte der Politik und folgten der Napoleonischen Armee und allen Bewegungen derselben mit der größten Genauigkeit. Die jungen Männer am untern Ende der Tafel sprachen von Pferden und Hunden, vom letzten Ball im Thiergarten, von Reisen

nach Rosersberg, neckten einander und lachten vergnügt. Allerdings widmeten sie mir einige Aufmerksamkeit, wie ich besonders an denen bemerkte, die mit mir auf derselben Seite saßen und einmal über das andere die Hälse aus der Reihe hervorreckten und mich ansahen; allein ich machte mir wenig daraus. Für mich war nur Einer da und dieser kümmerte sich nicht um mich!

Gleich nach Tische verließ Otto mit mehreren der jungen Männer den Saal. Die älteren politisirten und lasen die Zeitungen. Die Tante ließ sich die Sommerneuigkeiten über den Hof und die Stadt von ihrem Intelligenzblatt, dem Kammerherrn C\*\*, erzählen, und lachte und flüßerte heiter mit ihm, während ich bei einem jungen Baron abermals ein Verhör über unsere Reise aushalten mußte, welches in Fragen und Antworten treu nach Svebilii Katechismus gehalten wurde. So bald ich mich davon losmachen konnte, entfernte ich mich und ging hinaus in den Park. Als ich mich allein sah, brach ich in Thränen aus und warf mich mit der Verzweiflung eines sechzehnjährigen Herzens

auf eine Bank in einer dichtbeschatteten, dunkeln Laube, wo ich mich recht ausweinen zu können glaubte. Das Haupt lehnte ich gegen einen Baumstamm; aber bald darauf richtete ich mich hastig empor, lausche — höre flüchtige Schritte, im Sande knirschend, die sich eilig nähern. Ich wagte nicht zu hoffen, bis Otto vor mir stand! Ich stand auf, ich wollte an ihm vorübergehen, in das Haus zurückeilen; aber er hielt mich zurück, indem er sprach:

„Willst Du Dich nicht einmal begrüßen lassen? Warum siehst Du so unwillig gegen mich? — Hast Du gut geschlafen? — Sandest Du die Apfelsinen alle? — Sieh mich an, bitte! — Warum hast Du denn geweint? — Hat Dich etwa die Mama wegen verletzter Convenienzartikel ausgescholten? — Habaha, darum darfst Du Dich nicht bekümmern! Thue nur blindlings, was sie verlangt, aber ärgere Dich nicht über ihre kleinen Launen, es verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe, darüber nachzudenken oder sich gar darum zu grämen! So, sieh lieber heiter aus! Du bist so lieb, so schön heute, daß sich alle jungen Männer in Dich verliebt

haben. Sie fragen mich alle nur nach Dir. Denke, wenn sie wüßten, wo ich jetzt bin; — wie würden sie mich beneiden! Sieh mich doch an! O, wie lieblich bist Du, wenn Du so erröthest! Hast Du jemals einen Kuß verschenkt? — O, nein, sieh nicht so böß aus, wirf die kleine Oberlippe nicht auf! Erwinnere Dich an den gestrigen Abend, da warst Du mir doch gut, nicht wahr? — Nun erröthest Du wieder! — Da, gerade da, da hätte ich mein Leben für einen einzigen Kuß von Dir gegeben. Aber still, jetzt höre ich Stimmen und Worte! Das ist die Mama nebst Gefolge. Leb wohl, Süßeste! Sei fröhlich und vorsichtig! Ich springe über die Mauer und kehre aus einer andern Richtung hierher zurück. Stelle Dich an, als ob Du hier gesessen und gelesen hättest; Du hast ja ein Buch in der Hand?“ — Und so verschwand er. Aber, o Himmel, wie glücklich war ich nun wieder! —

Gleich darauf trat die Tante mit den übrigen Gästen zu mir und ich sah nun, wie vortheilhaft es für mich war, heiter und vergnügt auszufehen. Man lachte, scherzte und schwatzte.

Nach einer Weile kam auch Otto. Er hatte „dringende Briefe“ geschrieben. Ich ward durch seine Gegenwart wohl ein wenig stiller und wortärmer, aber dieß dauerte nicht lange, denn bald war es halb sechs Uhr und der Wagen der Tante hielt vor der Thür. Da das Wetter schön und die Tante gesund, d. h., bei guter Laune war, so fuhren wir im offenen Wagen. Otto und einige seiner Kameraden ritten neben uns her; aber Otto ritt nicht auf meiner, sondern ausschließlich auf der Tante Seite.

Alle machten sich ein Vergnügen daraus, meine freudige Sehnsucht nach dem längstsehnten Anblick der Stadt zu beobachten. Unser Weg ging, wie Du weißt, durch das Hornsthor und ich war entzückt über die schöne Stadt, die gerade vor mir lag und deren Anblick vom Südermalmsplatze aus unendlich reizend und herrlich war — besonders an einem lieblichen Sommerabend und mit einem Herzen voll Freude. Man hatte viel über meine Vergleichung zwischen dem kleinen häßlichen \*\*köping und Stockholm gescherzt. Aufgemuntert durch der Tante Lachen und gute Laune, erzählte ich von

Annettens Verdruß über meinen schlechten Geschmack und mein Vortrag, meine naiven Bemerkungen und meine sichtbare Freude darüber, daß meine Vorstellung von Stockholms äußerer Schönheit wenigstens keine Täuschung gewesen war, ergöhten die ganze Gesellschaft. Otto bog sich auf seinem Pferd bis zum Halse vor und sprach viel mit mir, ritt aber nichts desto weniger beständig der Tante zur Seite. Als wir an die Brücke kamen, nahmen die Herren Abschied von uns und ritten in einer andern Richtung weg. Ich fühlte mich unsäglich glücklich. Die Tante beschrieb mir Alles genau, was uns im Vorüberfahren in die Augen fiel, war in außerordentlich guter Laune und gab mir keine einzige Cottiße oder Vermahnung wegen der bevorstehenden Visiten anzuhören. (Daher kam es auch, daß ich mich nicht so furchtsam und verduzt benahm, wie beim ersten Male)

Unterwegs hatte Otto flüchtig den Wunsch geäußert, gegenwärtig zu sein, wann ich Thalisens Heiligthum zum ersten Mal betreten würde und, da ich ihm bereits mit Herz und Seele ergeben war, faßte ich den festen Entschluß,

diesen Genuß, den ich mir früher so sehr ersehnt hatte, um jeden Preis so lange zu verschieben, bis ich denselben mit Otto zusammen genießen könnte. O, ich war schon damals bereit, alle Freuden, alle Wünsche für ihn zu opfern.

Wir machten mehrere Besuche bei verschiedenen Bekannten der Tante, welche aus mehrfachen Gründen während dieses Sommers in der Stadt wohnten. Einige trafen wir an, andere nicht. Ich schien mir seit dem vergangnen Abend ein ganz anderes Wesen geworden zu sein. Gelingen ist wie ein günstiger Wind, Alles geht mit ihm so leicht und man folgt ihm so gern! — Auch die Tante war ungewöhnlich gnädig.

Unser letzter Besuch war bei dem General G\*\*. Die Generalin war die vertrauteste Freundin der Tante und wir blieben bei derselben. Es sah daselbst ganz vorzüglich aus. Die Familie des Generals brauchte gewiß nicht während des Sommers in der Stadt zu wohnen, allein sie that dieß aus mehreren, mir unbekanntem Gründen. Außer einer unverheiratheten

ten Tochter, Fräulein Emilie, waren keine Kinder im Hause; allein die älteste Tochter, welche an den Obersten G\*\* verheirathet war, befand sich an diesem Abend noch da und außer ihr eine gewisse Mamsell D\*\*, die Gouvernante oder Gesellschafterin der jüngern Tochter, die übrigens — beiläufig gesagt — mit mir in einem Alter war. Ich wünschte, daß Du diese Damen hättest sehen können; — da dieß jedoch unmöglich ist, so muß ich sie Dir beschreiben und zwar in zweifacher Hinsicht: — einmal so, wie sie wirklich waren, und zweitens so, wie sie mir vorkamen.

Die Generalin war dick und wohlbeleibt, roth und weiß, mit lebhaften, dunkeln, beweglichen Augen, heiter und aufgeweckt, witzig und satirisch, pflegte aber nie zu ironisiren und war fast in Allem der vollkommenste Gegensatz der Tante. Die Oberstin G\*\* war ungewöhnlich schön, ziemlich artig, originell witzig und — wenn sie wollte — für Jedermann anziehend; gegen diejenigen aber, an deren Gunst ihr nichts lag, hatte sie eine Art von Moquerie und Gleichgültigkeit, die sehr

verlegend und demüthigend war, sich aber nicht gut mit Worten ausdrücken läßt. Daher kam es, daß sie bei Einigen sehr in Gunst, bei Andern sehr in Ungunst stand. Die kleine Emilie, die jüngste Schwester, war meine beständige Plage. Beständig sollte ich mit ihr schwätzen. Sie war dumm, aber demohingezachtet dreist; langweilig war sie, u. unangenehm und eingebildet. Mamsell D\*\* war das angenehmste Frauenzimmer, das ich je gesehen habe. Sie war in gleichem Alter mit der Oberstin und eine Jugendgespielin derselben gewesen, indem sie von ihrem zehnten Jahre an im Hause des Generals erzogen worden war. Eigentlich schön war sie nicht, aber sie hatte so viel Angenehmes, Sanftes, Sinnnehmendes und Natürliches, daß man sich unwillkührlich zu ihr hingezogen fühlte, obwohl sie im Allgemeinen sehr still und einsilbig war. Ich gesellte mich sogleich zu ihr, obwohl die Tante und die Generalin mich mit Emilien zusammenführten, uns Beiden Schwesterschaft zu machen hießen und uns prophezeigten, daß wir sehr bald „les deux inséparables“ werden

würden. Aber dazu war ich viel zu wenig Papagay.

Nach und nach fanden sich mehrere ältere und jüngere Herren ein. Pauline (die Oberstin) hatte einen bejahrten, langweiligen Mann und schien sich deshalb sehr in der Gesellschaft der jungen Herren zu amüsiren, die sogleich einen Kreis um sie formirten. Die älteren unterhielten sich mit der Tante und mit der Generalin. Emilie saß gebückt am Sticckrahmen und antwortete albern, aber desto lauter, so oft Jemand mit ihr sprach. Melida (Mamsell D\*\*) und ich saßen Beide in einer Fensternische vor einem kleinen Tisch, und die jungen Herren machten dann und wann eine kleine Schwenkung nach uns hin, um mich in Augenschein zu nehmen und mit Melida zu sprechen. Freundlich und bereitwillig gab sie mir Auskunft über Alles, wornach ich fragte, und das war allerdings nicht wenig. Ich hegte den innigen Wunsch sie „Du“ zu nennen und dieselbe freundliche Benennung von ihren Lippen zu hören; aber ich hatte nicht den Muth, sie darum zu bitten, weil sie um vieles älter

war, als ich, und weil ich an meine Qualität als Gräfin dachte u. s. w. Endlich, als Emilie einmal an unsern Tisch kam, bog ich mich zu ihr und bat sie leise, ihre Freundin zu bitten, daß sie mir ihre Schwesterschaft verstaten möchte. Da schlug sie ein albernes Gelächter auf und sagte ganz laut: „Poß tausend, Du selbst kannst wohl so etwas vorschlagen, aber nicht bonne amie Melida.“ — Melida und ich blickten Beide Emilien unwillig an, da sahen wir uns lachend einander in die Augen und nannten uns „Du.“ Nun fühlte ich mich auf dem Gipfel meines sechzehnjährigen Glücks: — Otto und eine Freundin und zwar eine solche Freundin! — Wie herrlich glänzte mir nun das Leben!

Jetzt wurde die Thür geöffnet und — Otto trat herein. Ich hatte seine Gegenwart lange gewünscht, aber nicht zu hoffen gewagt. Ich glaubte, nur seine Nähe fehle zu meinem vollständigen Glück. Aber meine Heiterkeit und Fröhlichkeit ward bald zur Stille und Einsilbigkeit, sowohl während der kurzen Zeit, die Otto an unserm Tische zubrachte, als wäh-

rend des übrigen Abends, wo Otto einen der eifrigsten unter Paulinens Trabanten abgab und sich in jener technischen Salonsprache auszeichnete, von der ich kein Wort zu verstehen im Stande war. An dem oft wechselnden Ausdrucke in Melida's sanften Zügen sah ich deutlich, daß sie all' diese Scherzreden, Persiflagen und Wortspiele, welche von Otto anscheinend sehr treffend beantwortet wurden und das Vergnügen und Lachen aller Anwesenden erregten, vollkommen verstand. Aber ich konnte mir durchaus den Muth nicht fassen, Melida darnach zu fragen. Ich dachte nur an Otto, hörte nur ihn, konnte es aber nicht über mich gewinnen, von ihm zu sprechen oder nach ihm zu fragen, denn so oft ich dieß beabsichtigte, stieg mir das Blut ins Gesicht, mein Herz schlug und meine Lippen zitterten. Endlich aber begann ich mich unwohl zu befinden. Ich antwortete verkehrt und albern auf die Fragen der Herren, die sich alle um unsre Reise und um meine heimathliche Provinz drehten, als ob ich alle halben Stundensteine kennen und Thierbergs Geographie vollständig im Kopfe haben müßte.

Man glaubt in Stockholm allgemein, daß Alle, welche aus dieser oder jener Provinz stammen, auch alle übrigen Bewohner dieser Provinz — mag sie auch noch so groß sein — sammt den Bewohnern der benachbarten Provinzen kennen müssen. Aber Du weißt am besten, liebe Großmutter, wie wenig wir von dem wußten, was um uns her geschah, und wie spärlich also Deine Otilie über alle die Herren und Damen, Verhältnisse, Todesfälle, Verlobungen und andere Merkwürdigkeiten, nach denen man sie fragte, Rechenschaft zu geben vermochte. Ich wußte nie vorher, daß ich so wenig wußte, als jetzt, wo ich unaufhörlich antworten mußte: „das weiß ich wirklich nicht, — davon habe ich nicht das mindeste gehört, — den oder die kenne ich nicht, — dieß oder das ist mir nicht bekannt.“ — Doch ich muß bekennen, daß diese Fragen später allmählig immer mehr aufhörten, jemehr ich „den Staub des Landes“ von mir abschüttelte und mich den Auserkorenen! accomodirte, die sich mit einer gewissen Selbstgefälligkeit „wir Stockholmer“ nennen.

Doch ich muß wieder auf diesen Abend zu-  
 rückkommen, der durchaus weder ein Ende, noch  
 eine andere Gestalt annehmen wollte. Emilie  
 war mit ihrer Stickerei zu ihrer gefeierten  
 Schwester geschlichen. Melida und ich nähten  
 fleißiger als früher, und die jungen Herren,  
 welche uns zusahen, wandten sich bald zu dem  
 heitern Zirkel zurück, der sich um Pauline und  
 Otto versammelt hatte. Ich war sehr ver-  
 stimmt, ward aber mit einem Male erheitert,  
 als die Generalin vor dem Souper einen kleinen  
 Spaziergang im Königlichen Garten vorschlug.  
 Freudig warf ich sogleich meine Näherei von  
 mir und sprang auf, um mich zu dieser Pro-  
 menade zu rüsten. Aber das Schicksal wollte,  
 daß Niemand von den Anwesenden meine Freude  
 theilte. Pauline erklärte sogleich entschieden,  
 daß ihr der „alte Königliche Garten sehr zu-  
 wider“ sei. Melida sah sehr gleichgültig aus,  
 bis endlich nach einigen Deliberationen unter  
 den Uebrigen die Generalin selbst Hut und  
 Sonnenschirm nahm und ein Theil der Herren  
 sich zur Begleitung anschickte. Ich wagte nicht  
 hinzusehen, ob Otto unter ihnen war; bald

aber gewahrte ich, daß er sich nicht darunter befand, denn seine Stimme verstummte, so bald wir die Thür hinter uns geschlossen hatten und auf die Treppe gekommen waren. Nun war mir das ganze Vergnügen verdorben. Doch gab ich mir alle Mühe, um Alles, was man mir vom Schauspiel, vom Königlichen Garten und allem Uebrigen erzählte, mit Aufmerksamkeit anzuhören. Ich fragte Meliden nach den Namen aller hübschen Kinder, die uns begegneten; allein sie lachte herzlich — ohne mich jedoch dadurch zu verletzen — und erklärte mir, daß es rein unmöglich sei, mir darüber Auskunft zu geben. Ich lächelte selbst über meine Frage; aber, liebe Großmutter, Du weißt, wie viel Gefallen ich immer an hübschen Kindern gefunden habe; Du kannst Dir daher leicht denken, wie schmerzlich es mir war, so viele hübsche, liebenswürdige Kinder — immer eins schöner und lieblicher als das andere — zu sehen, ohne sie nach meiner Gewohnheit zu mir aufnehmen und küssen zu dürfen. Endlich widerstand ich meiner Neigung nicht länger. Mit dem Ausrufe: „Hony

soit qui mal y pense!“ lief ich auf ein kleines reizendes Mädchen zu, welches mit einem niedlichen rothen Ueberwurf und einem weißen Hütchen von Cambrick bekleidet war, nahm es auf den Arm und küßte es herzlich. Die Generalin und Alle übrigen scherzten darüber und unter dem Lachen, welches sich darüber erhob, glaubte ich auch Otto's — mir bereits sehr wohl bekanntes Lachen zu vernehmen. Ich wandte mich schnell um und erblickte zu meinem Erstaunen — die Tante, die Oberstin Pauline, Otto und die Uebrigen, welche sich anfangs von der Promenade ausgeschlossen hatten. Die Tante befand sich nämlich an diesem Abend „ungewöhnlich wohl“ und hatte mit diesem Einfall ihre Freundin überraschen wollen. Und in der That erregte sie dadurch allgemeine Freude. Während der Aeußerungen derselben blieben wir eine Weile stehen, ich mit meinem kleinen Mädchen auf dem Arme, die Uebrigen darüber scherzend und lachend. Endlich fragte Pauline in sehr moquantem Tone, ob Fräulein Ottilie das kleine Mädchen mit ihrer Kindermuhme, welche wartend dabei stand, zu behalten gedächte und

ob die übrigen Herrschaften etwa hier stehen bleiben und sich zu den übrigen Ammen und Kindern gesellen wollten, welche hier herum spazierten. Schnell ließ ich die Kleine los, wandte mich erröthend und verwirrt zur Seite und fühlte, daß ich nahe daran war, vor Unwillen in Thränen auszubrechen, als Melida unbemerkt meine Hand ergriff und dieselbe drückte, als ob sie sagen wollte: „Sei gutes Muthes, wir denken nicht Alle eben so!“ — Doch schwieg sie. Was doch die wahre Güte für so viele heimliche Mittel hat, das Ueble in der Welt zu mildern!

Der ganze Spaziergang gewann nun ein ganz anderes Ansehn. Die Tante und die Generalin in Begleitung eines Raths und eines Präsidenten gingen vorweg, dann kam Pauline mit sämtlichen jungen Herren, auch Otto darunter. Emilie sprang bald hierhin und dorthin, und zuletzt ging ich und Melida Arm in Arm. Bald jedoch fing die Tante an sich über die „Abendluft“ zu beklagen und wir traten unsern Rückweg an. Als wir aus dem Königl. Garten traten, rief Pauline plötzlich mit einem

vergnügten Gelächter: „Ach, sehen Sie, Nanny mit ihrem Adoni's! — Doch nein, das paßt nicht. Nanna mit ihrem Balder muß es heißen, pour l'amour du Chosphorisme!“ —

Otto und Alle lachten, außer ich, die ich weiter nichts verstanden hatte, als daß ich einen Balder und eine Nanna erblicken sollte. In weiter Entfernung erblickten wir auch zwei Personen, die mit Händen, Füßen und Kopf gesticulirend, mehr segnend als gehend, die Straße heraufkamen. Sie schienen wirklich wie von einem Winde getrieben zu werden, denn ihr Gang war bald fliegend und eilig, bald kaum merklich fortschreitend und von einer Seite der Straße auf die andere lavirend. Eine derselben war ein Frauenzimmer, kurz und dick, stark geschnürt, phantastisch gekleidet, mit kleinen, stechenden, dunkelfarbigem, fast schwarzen, funkelnden Augen, ohne Augenbrauen, mit bräunlichem Teint, schwarzen, flatternden Locken und augenscheinlich näher an vierzig, als an dreißig Jahre alt. Die andre war ein junger Mann, bleich und abgezehrt wie der Tod, lang und dünn, schwarz gekleidet und bestäubt vom Kopf bis auf die Zehen, mit

struppigem, verworrenem, ungekämmtem Haar, mit Augen, die aus dem Kopfe fallen zu wollen schienen, obschon sie beständig gen Himmel gerichtet waren, und endlich mit einem Munde — ganz voll von Poesie.

Da, liebe Großmutter, hast Du die wahren Portraits vom Fräulein Nanna G\*\*, der Schwägerin der Oberstin Pauline, und vom Magister D\*\*, ihrem Protégé, einem eingefleischten Phosphoristen an Leib und Seele. Beide sahen uns nicht eher, als bis sie dicht vor uns standen und waren daher bis dahin die Zielscheibe zahlreicher, spöttischer Bemerkungen.

„Die Beiden declamiren und agiren Ofe und Elsa, das sieht man deutlich!“ — bemerkte Otto.

„Ach nein“ — sagte Pauline — „er citirt einen neuen Splitter aus „Hammarshilds Liebesbemerkungen“ für meine Schwägerin:

„Vergiß den, der Dich längst vergessen, und dessen  
Lust ist, Dich zu quälen,  
Laß ab, mit Rosen umzutändeln, die Dich zu stechen nicht versehen,

Und schmeichle nicht der Schlange länger, die Dir  
vergiftet Leib und Seelen!“ u. s. w.

Ein allgemeines, wiewohl leises, Gelächter erhob sich. Inzwischen waren wir dem genialen und phantastischen Paare *hec a hec* gekommen. Nun erst rief Fräulein Nanna ein lautes verwundertes „Ah,“ und ich erwartete nichts anderes, als daß der Magister ein eben so lautes „Bäh“ darauf folgen lassen mußte, denn er sah sehr unvernünftig aus. Allein er muckste nicht, sondern machte eine bewußtlose, mehr auf- als abwärts gerichtete Verbeugung und faßte dann mich Arme scharf und unverwandt ins Auge. Als ob er mit sich selbst oder mit dem schönen Mond, der eben vom Augusthimmel glänzte, spräche, begann er dann, indem er mich unausgesetzt anstarrte:

„Dreie besteht aus Zwei, ursprünglich mit Eins  
in Verbindung,

Wehe ihm, der es nicht faßt, dieses erhabne Symbol!  
Nimmer entzückt sich sein Blick an der Erde wechselnden Reizen,

Nimmer versteht er die Kunst, niemals nahet er  
Gott!“ —

Ich begriff nicht, welchen Gang seine Gedanken in dem Augenblicke nahmen, als er dies

se Worte aussprach, die allerdings einen sehr erhabnen edeln Gedanken in sich faßten, in diesem Augenblicke aber etwas ungemein Lächerliches hatten. Melida stieß mich heimlich an. Die Tante und die Generalin wandten sich mit mißvergnügten und gelangweilten Mienen ab. Pauline sprach halblaut vor sich hin: „Heute ist er verrückter als gewöhnlich.“ — Fräulein Nanna's erstes Gefühl war Bewunderung, allein diese verwandelte sich bald in Unwillen, als sie bemerkte, daß ihr Balder weder sie, noch den Mond, noch sonst etwas — außer mir, anblickte. Man setzte inzwischen seinen Weg fort. Die beiden neuen Ankömmlinge, die ebenfalls bei der Generalin soupiren sollten, gingen seitwärts nebenher und, wie mir schien, erhielt Balder einen Verweis; wenigstens ward sie roth, als ob sie die rächende Göttin. War gewesen wäre. Die jungen Herren und Pauline lachten beinahe laut, der Präsident und der Rath zuckten die Achseln und sprachen mit der Tante und mit der Generalin über den Verfall des alten guten Geschmacks und über die Thorheiten oder den Phosphorismus — für

ältere Leute völlig gleichbedeutende Worte — der neuern Zeit.

Unterwegs erzählte mir Emilie eine Menge fast unglaublicher alberner Streiche von dem Magister.

Während des Soupers gingen die Herren um den Tisch herum. Otto benutzte dieß, näherte sich dem Orte, wo ich saß, beugte sich über meinen Stuhl hernieder und flüsterte — ja, rathe, was, liebe Großmutter! Ein süßes, ein heilendes, ein Alles versöhnendes Liebeswort, denkst Du? — Nein, weit entfernt! Er flüsterte nur die Worte:

„In dieser Nacht schreibt der Magister eine Ode, zwei Sonnette, drei Dithyramben und vier Hymnen an Dich!“ —

O, wie fühlte ich mich getäuscht! —

Der Magister stand indessen wirklich uns gerade gegenüber, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, die Arme über einander geschlagen und die Lippen beständig bewegend, ohne um sich zu blicken oder auf die Speisen zu sehen, die ihm präsentiert wurden. Bevor wir

noch vom Tische aufstanden, sagte auch Melida heimlich zu mir:

„Arme Ottilie; heute Abend hast Du Dir zu gleicher Zeit einen Anbeter und eine Feindin erworben. Sieh nur Fräulein Nanna an!“ —

Ich blickte die letztere an. Sie sah aus wie eine Mischung vom Tiger und Leoparden! Die Großmutter wird mich hier fragen wollen, wo ich solche Thiere gesehen habe; allein Du mußt wissen, daß in meinem Alter die Einbildungskraft sich auf dem Gipfel ihrer Macht befindet, und daß man dann eine Sache ungesehen zum Gegenstand einer Vergleichung machen kann, ohne Erstaunen zu erregen.

Als wir soupirten hatten, kam der Wagen der Tante und nun fiel eine Scene vor, die ich nicht im entferntesten erwartet hatte.

„Nun, so leb wohl, mein lieber guter Otto!“ — sprach die Tante, als ihr Otto beim Anlegen ihres Mantels dienstfertig zur Hand ging. — „Gott segne Dich! — Schreib uns dann und wann — wenigstens aller vierzehn Tage! Grüße Alle vielmals von mir! — Wann wirst Du abreisen?“ —

„Morgen früh Schlag sechs Uhr haben wir, ich und Alfred, die Pferde bestellen lassen.“ —

„Und eure eignen Pferde?“ —

„Die lassen wir von den Bedienten reiten, denn wir wollen schneller reisen, wie Couriere, damit wir bis zum Sonnabend ankommen.“ —

„Ja, ja!“ — erwiderte die Tante mit bedeutungsvollem Lächeln. — „Ich zweifle nicht daran, daß die Reise mehr ein Fliegen, als ein Gehen sein wird.“ —

„Allerdings, ich sehne mich ungemein dahin,“ — sagte Otto ganz leise, während er der Tante den Mantel zuband.

Aber ich — vernahm es dennoch! —

„Vogttausend, bald hätte ich vergessen, von meiner lieben Cousine Abschied zu nehmen! — Unterthänigster Diener!“ — setzte er hinzu. —

„Amüfire Dich recht gut während dieses Herbstes!“ Als er jedoch meine Hand nahm, um mir in den Wagen zu helfen, drückte er dieselbe heftig, legte sie eine Secunde lang an sein Herz und sprach kaum hörbar:

„Lebe wohl, Süße! Vergiß mich nicht!“ —

Es würde thöricht sein, wenn ich Dir die Mischung von Gefühlen schildern wollte, die mein junges, lebhaftes, unerfahrenes Gemüth während der Heimfahrt bewegten. Schmerz und Freude wechselten, wie Sonnenschein und bewölkter Himmel an einem Apriltage. Ich war fast taub gegen die Bemerkungen der Tante:

„Du bist ja schon sehr vertraut mit Manssell Melida? Das ist recht schnell gegangen. — Sie ist ein sehr angenehmes und gesetztes Mädchen, aber viel älter, als Du. Ich glaube, Du solltest Dich lieber zu Emilien halten. Ihr seid beide ganz in gleichem Alter und wenn Du Dich noch nicht an ihre kleinen Eigenheiten und Ansichten gewöhnt hast, so wirst Du dieß durch das öftere Zusammensein mit ihr bald lernen, denn wir sind sehr häufig zusammen und besuchen dieselben Gesellschaften — ich und Deine neue Tante Pauline. (Die Generazlin) Hast Du Dich mit der kleinen Pauline auf guten Fuß gesetzt?“ —

„Mit der Oberstin G\*\*?“ —

„Ja.“ —

„Gott bewahre! Wie kann man diese die kleine Pauline nennen, sie ist ja um eine halbe Elle größer, als Tante Pauline,“ — „Meine liebe Ottilie!“ — erwiderte die Tante etwas spitz, — Du willst gern zum Reformator werden und, wenn dieß meine Neigung ebenfalls wäre, so würde ich jetzt die kleine Bemerkung machen können, daß Du über Deinem Eifer, die Paulinen nach dem Ellenmaße zu messen, meine einfache Frage überhört oder unbeantwortet gelassen hast. Aber vermuthlich würde sie Dir nicht gefallen und deshalb will ich sie unterlassen.“ — „Liebe Tante, vergeben Sie mir,“ — rief ich und fiel ihr weinend um den Hals. Meine Thränen hatten schon lange auf eine Gelegenheit zum Hervorbrechen gewartet.

„Meine liebe Ottilie,“ — sprach die Tante und entzog sich schnell meiner Umarmung, — „vor allem suche Dich zur Herrin Deiner reizbaren Gefühle zu machen und um Gotteswillen halte Deine ewigen Thränen zurück! Spare sie, bis Dich Kummer trifft! Jetzt bist Du in Deinen glücklichen, fröhlichen Jahren. Aus-

brüche von Thränen und lautes Lachen sind übrigens Dinge, vor denen man sich im gesellschaftlichen Leben sehr hüten muß. Dort thut man keins von Beiden. Dort herrscht eine gewisse Zurückhaltung, eine Gemessenheit, die einem jungen Mädchen wohl ansteht. Sieh Emilien an! Nie wirst Du sie erröthen sehen, als ob sie vor dem Bratosen gestanden hätte, oder zur Unzeit weinen — oder“ — —

Oder „lachen“ konnte die Tante doch nicht hinzufügen, denn Emilie hatte mehrere Male ungewöhnlich laut und widerwärtig gelacht. Mit einem bemerklichen Verdruß darüber, daß sie ihren Satz nicht in der beabsichtigten Maasse vollenden konnte, änderte sie denselben und fuhr fort:

— „oder so laut in Entzücken ausbrechen über ein ganz gewöhnliches kleines Kind, mitten auf einer besuchten Promenade, oder sich mit einem verrückten Magister in gelehrte Discourse über Reime, Schäume, Träume und dergleichen Faxen einlassen. Wie in aller Welt hat Deine alte, bescheidene Großmutter Dir all' das Zeug in den Kopf pfropfen können?

Es wäre tausendmal besser, Du läsest „Lettres à Emilie,“ die sind charmant. Ich war ganz beschämt, als Du fragtest, wie eigentlich die Fabel von der Leda und dem Schwane sei. Wenn Du die lettres à Emilie gelesen hättest, so würdest Du diese Frage nicht gethan haben. Sahst Du nicht, wie die Herren darüber lachten?“ —

Die Tante sprach noch viel mehr in demselben Genre; ich war jedoch so kalt und gleichgültig geworden, daß ich nicht die Hälfte davon hörte. Als ich ihr beim Schlafengehen eine gute Nacht wünschte, gab sie mir die lettres à Emilie und sagte:

„Wenn Du diese gelesen und Dich auf meine Frage im Wagen besonnen haben wirst, so beantwortest Du mir dieselbe vielleicht.“ —

Ich hatte ihre Frage ganz und gar vergessen und war von Neuem geneigt, in Thränen auszubrechen, that mir jedoch Gewalt an und antwortete:

„Liebe Tante, zürnen Sie mir nicht wegen meiner Albernheit. — Nein, ich stehe mit der

Oberstin nicht auf gutem Fuße. Ich habe kein einziges Wort mit ihr gesprochen.“ —

„Das ist Dein eigener Fehler, liebe Ottilie! Du mußt sie auffuchen, aber sie nicht Dich. — Gute Nacht!“ —

Ich fragte nach dem Onkel, um ihm gute Nacht zu sagen.

„Glaubst Du, daß er hier im Hause sitzt?“ — erwiderte sie mit einem fast verächtlichen Lächeln. — „Nein, mein liebes Kind! Dem Onkel bekommst Du wenig oder nichts zu sehen. Er hat so zahlreiche und so verschiedenartige Geschäfte, daß es eine Art von Fest für uns ist, wenn wir ihn einmal bei uns im Hause sehen. Es verlohnt sich daher nicht der Mühe, daß Du nach ihm fragst. — Gute Nacht!“ —

Ich seufzte und entfernte mich.

Nun stand es schlimm mit Deiner Ottilie. Sie fühlte sich einsam wie in einer Wüstenei. Ihre Gedanken hatten keine Rast, sie irrten ruhelos von einem Gegenstand zum andern. — Wurde ich geliebt oder nicht? — Betrog Otto mich, oder die übrige Welt, oder uns Beide? — Reiste er mit Schmerz oder mit Freude von

mir? — O, wenn nur eine Stimme aus Himmel oder Hölle auf diese Fragen hätte antworten wollen; aber diese Ungewißheit war fürchterlich. Als ich auf mein Zimmer gekommen war, verlöschte ich das Licht, zog die Rouleaux in die Höhe und warf mich weinend und unausgekleidet auf mein Bett. Der Mond blickte hell auf mich hernieder. Ich fragte hinauf zu ihm: „Lieber Mond, der Du ihn jetzt siehst, sage mir, ob er an mich denkt?“ — Aber der Mond schwieg. Als ich lange so gelegen hatte, stand ich heftig auf und ging mehrere Male im Zimmer auf und nieder. Dieß gewährte im Mondenlicht einen entzückenden Anblick, aber mich entzückte es nicht. „Wie anders gegen gestern Abend!“ — dachte ich und mein Herz schlug heftig bei dem bloßen Gedanken an Otto. — „Wenn er jetzt hier wäre? Welche Unmöglichkeit, die doch gestern — erst gestern — wahrhafte Wirklichkeit war. — Zufällig trat ich ans Fenster und als ich auf dem Sandwege eine Gestalt zu bemerken glaubte, heftete ich unwillkürlich meine Blicke darauf. In diesem Augenblicke brach der Mond plötzlich hinter einer Wolke hervor, die ihn auf

einige Minuten verborgen hatte, und ich sah deutlich zwei Personen, die leise den Gang entlang kamen. Meine scharfen Augen glaubten in einer derselben Marien, meine Zose, zu erkennen und — aber hier überredete ich mich selbst, daß ich von meinen Augen betrogen würde, denn diese wollten in der andern Person Otto erkennen. Mein Herz stand still. Ich wußte nicht, was ich denken sollte, und dachte noch weniger. Alles war mir so neu und unerhört, daß ich zwischen einer Menge von Gefühlen schwankte, ohne zu wissen, für welches derselben ich mich entscheiden sollte. Dieser Zustand schien mir schon unendlich lange gedauert zu haben, und wenn mich Jemand gefragt haben würde, seit wann ich Dich und meinen Engelsfrieden verlassen hätte, so würde ich geantwortet haben, es müsse seitdem schon ein Jahr verflossen sein, so unähnlich war ich mir selbst und so verschieden war Alles außer mir in diesen wenigen Tagen geworden.

Ich saß still am Fenster. Mein schwarzseidnes Kleid hatte ich ausgezogen und nur ein weißes Unterkleid und ein hellfarbiges Halstuch

an. Die Gestalten im Parke verschwanden nach einer Weile und ich saß allein mit allen meinen, sich hin und herkreuzenden Gedanken — als ich plötzlich leise und schnelle Schritte vor meiner Thür im Corridor hörte. Gleich darauf tappte Jemand vorsichtig und kaum hörbar an dem Schlosse meiner Thür. Vor Unruhe und Furcht vermochte ich kaum zu athmen. Aber jetzt ging die Thür auf und in demselben Augenblicke lag Otto zu meinen Füßen! — Liebe Großmutter, denke nicht daran, unwillig auf mich zu werden; es lohnt nicht der Mühe und ist kaum nöthig, obwohl ich keineswegs läugne, daß ich unendlich froh, ein wenig erschrocken und ein ganz klein wenig böse, am meisten aber erfreut über diese Ueberraschung war und nicht daran dachte, Otto hinauszurufen. Ich war ja angekleidet. „Es ist ja nicht so gefährlich und erschrecklich!“ — dachte ich — und übrigens gestehe ich aufrichtig, daß ich zu unschuldig und zu unerfahren war, um das Unpassende dieses Besuchs in seiner ganzen Größe einzusehen. Instinctmäßig stieß

ich jedoch Otto von mir und sprach strafend zu ihm:

„Otto, was willst Du hier? — Denke, wenn die Tante, wenn sonst Jemand — — — Uebrigens spielst Du nur Komödie mit mir oder mit den Uebrigen; entferne Dich, Du darfst nicht hier bleiben!“ —

„Ottilie“ — sprach er und führte mich ungeachtet meines Widerstrebens vom Fenster ans Sopha — „Du darfst mir nicht mißtrauen. Kummere Dich nicht darum, wie die Dinge scheinen! — Hier wohnst Du, und hier wirst Du wohnen für immer,“ — setzte er hinzu und drückte mich an sein Herz. „Schon oft“ — fuhr er fort — „habe ich zu lieben geglaubt, aber noch nie habe ich wirklich geliebt, außer jetzt. Aber jetzt auch unsäglich!“ —

O mein Gott, liebe Großmutter, wie selig war ich! Thränen der Freude und der Liebe flossen auf meinen Wangen herab. Otto küßte sie alle hinweg und eine lange himmlische Stunde verging uns, während welcher wir kein Wort sprachen. Erinnerst Du Dich solcher stummen Stunden aus der Zeit Deiner reinen

heißen Jugendliebe, erinnerst Du Dich dieser — Du liebe gute Großmutter, — dann hast Du sicherlich einen Vorgeschmack all' der Seligkeit, die man im Himmel finden kann, all' der Seligkeit, die jetzt, wenn Du diese Zeilen liest, vielleicht das herrliche Loos Deiner glücklichen Ottilie ist.

Dann erst fingen wir an zu sprechen. Ich warf ihm sein zweideutiges Benehmen vor. Ich fragte ihn über seine Reise, über den Zweck derselben, über die Zeit seiner Rückkehr und über vieles Andere, was mich interessirte.

„Du liebes Märchen!“ — antwortete er mir — „weißt Du noch nicht, daß man unter den Menschen oft anders sein muß, als man wirklich ist? — Wäre dieß bei mir jetzt nicht der Fall, so würden sie sich die Köpfe mit albernen Befürchtungen anfüllen und mit diesen Dich und mich, schlimmer als Hiob, plagen. Nein, wir müssen die ganze Welt täuschen, denn sie thut dasselbe gegen uns. Glaube mir das, Du süßes Mädchen! — Und was meine Reise betrifft, so war dieselbe unglücklicher Weise schon seit einem Jahre beschlossen. Aber ich und Al-

fred R\*\* sind die besten Freunde und Waffenzbrüder für Zeit und Ewigkeit. Wir haben schon lange ausgemacht, daß ich ihn zu seinen Eltern begleiten und dort ein halbes Jahr lang bleiben soll. Allein wir werden schwerlich so lange dort bleiben. Wir durchziehen vielleicht die ganze Provinz, wenn uns Laune und Heiterkeit nicht verläßt. Hätte ich vorher gewußt, wenn die Mama mit nach Hause bringen würde, so weiß es Gott, daß ich mein altes Versprechen nicht gehalten hätte. Aber jetzt war die Sache schon so fest gemacht, daß sie nicht mehr zu ändern war; doch wird sich von der Zeit etwas abdingen lassen. Ich hatte früher beabsichtigt, erst im November zurückzukehren. Aber nun sollst Du sehen, ob ich nicht an einem schönen Abend im September — gerade wie jetzt — Dich treu und süß an mein Herz drücke." —

Ich fragte ihn offen, ob er es nicht gewesen sei, den ich im Park gesehen hatte. Er stutzte. Aber sogleich antwortete er:

„Ja wohl, ich war es. Ich wollte sehen, ob Dein Licht verlöscht wäre, denn ich war

einigermassen unentschlossen, ob ich mein Vorhaben wagen sollte oder nicht. Aber ich sah Dich am Fenster, denn der Mond beleuchtete Dein weißes, reizendes Nachtkleid.“ —

„Aber Du sprachst mit Jemandem?“ — fragte ich, mehr um der Erwähnung meiner Nachtkleidung zu entgehen, als aus Neugierde. Er stuzte wieder und erwiderte dann:

„Ja, es war eine vom weiblichen Dienstpersonal, ich weiß jedoch nicht, welche. Ich begegnete ihr, als ich durch den Park ging, an dessen äußeres Thor ich mein Pferd angebunden habe, welches nun sieht und vor Verdruß und Sehnsucht nach seinem glücklichen Herrn die Erde stampft.“ —

„Aber Du sprachst ja recht lange mit ihr?“ —

„Ja wohl, lobe mich dafür! Ich mußte ihr doch einen Grund für diesen Besuch angeben, ihr sagen, daß ich etwas in meinem Zimmer vergessen hätte, und sie bitten, mir in der größten Stille meinen Stubenschlüssel zu verschaffen. Hier habe ich ihn“ — setzte er hinzu, lachte und zog einen großen Schlüssel aus der Tasche.

— Nun war ich beruhigt.

Wir plauderten dann, unter manchem Kuß und mancher Liebkosung — das gebe ich zu, weil es einmal wahr ist — über den vergangenen Abend.

„Nimm Dich vor der Oberstin Pauline in Acht!“ sprach Otto. „Sie hegt schon eine Abneigung gegen Dich, denn Du bist schön und zwanzig Jahre jünger, als sie. Nimm Dich auch vor „dem alten Fräulein mit der Negide“ in Acht. Sie wäre im Stande gewesen, Dich zu verschlingen, um Dich ihrem Badler aus den Augen zu bringen, als dieser Dich anblickte und mit Dir sprach. Kümmere Dich nicht um die alberne, häßliche Emilie, sondern thue, wie Du bereits gethan hast: — halte Dich an die gute, lebenswürdige, über die Achseln angesehene Melida! Das ist das beste Weib, welches ich jemals kennen gelernt habe. Nie habe ich sie neidisch, intriguant, rachgierig oder so etwas gesehen — und ich habe sie doch hart geprüft“ — setzte er, wie für sich selbst, hinzu.

„Und doch sprachst Du beinahe gar nicht

mit ihr, sondern nur mit der Oberstin?" — bemerkte ich.

„C'est une autre affaire, mein Kind!" — sprach Otto. — „Man thut viel par dépit, eben so viel par politique, etwas par raisonnement, aber nur wenig par gout in der Welt. Das wirst Du wohl auch noch erfahren, Du unschuldige, reinherzige, zarte Taube." —

Ich war unendlich erfreut über seine gute Meinung von Meliden.

„Ja!" — sagte er. — „Halte Dich zu ihr, frage sie um Rath! Aber" — setzte er fast befehlend hinzu — „kein Vertrauen gegen sie! Kein Wort von mir! Von allem Andern, nur nichts von mir! Versprich mir dieß bei Deinem Gewissen, denn hernach bist Du zu rechtlich, um Dein Versprechen zu brechen!" —

Ich versprach es ihm sogleich.

„Ich danke Dir, Ottilie!" — sprach er. — „Ja, sei stumm in Betreff meiner für die ganze Welt. Wir werden sonst unsere Unbedachtsamkeit tausendmal bereuen, glaube mir!" —

Ich hatte ihn schon mehrere Male ans

Fortgehen erinnert, und als ich ihn endlich an die Thür führte, sprach er:

„Lebe wohl, Ottilie! Lebe wohl, mein süßes, liebenswürdiges Mädchen! Bleib mir treu! — Wer weiß, ach, wer weiß, was geschehen kann? — Einst vielleicht — — — aber hier erstarben seine Worte in einem langen, innigen Kuß — und bald war die verschlossene Thür oder wie ich glaubte — eine ganze Welt zwischen Otto und mir.

Und doch war ich glücklich!

Man hätte mich in das schrecklichste Gefängniß werfen, mit den schwersten Fesseln belasten können, und ich würde mich doch glücklich gefühlt haben. Auf Erden hatte ich ja in diesem Augenblicke nur einen Wunsch: — von ihm geliebt zu werden, und das war ich, wie ich glaubte. Ich war glücklich! Ich entschlummerte, erwachte — und war glücklich!

Daß Otto verreist war, quälte mich weniger, als man hätte glauben sollen. Wenn die Liebe im Herzen, in der Seele, und nicht bloß im Sinne liegt, so ist die Entfernung vom Geliebten — wiewohl ein Unglück — aber

doch leicht zu ertragen. Zweifelte man aber, fürchtet man, ist man seiner nicht völlig sicher, den man liebt, o, dann ist die Entfernung eine Quaal ohne Gleichen. Mich plagte nichts von Allem diesen und war glücklich!

Nun nahm ich mir vor, die Zeit von Ottos Abwesenheit wohl zu benutzen. Ich beschloß — möge es kosten, was es wolle — die Tante für mich zu gewinnen. Sie war ja die Mutter meines geliebten Otto und ihre Liebe war mir unentbehrlich. Ach, ich träumte von der Zeit, wo sie mich lieben sollte, wo ihr Kind, wo sie meine Hand in die seinige legen sollte. Dieser Gedanke gab mir Muth und Hoffnung, Alles zu wagen und Alles zu versuchen, um sie für mich zu gewinnen und mir ihre Zuneigung mit Gewalt zu verschaffen. Meines Onkels glaubte ich sicher zu sein, ich Leichtgläubige, ich Thörin!

Ich glaubte bei der Tante den Wunsch bemerkt zu haben, daß ich die Leitung des Thee- und Kaffeeservirens übernehmen möchte, obwohl sie hierin so wenig, wie in andern Dingen, ihren Wunsch geradezu und aufrichtig ausgespro-

chen hatte. Ich ging deshalb am Morgen schnell hinunter, um dieses kleine Geschäft zu übernehmen. Da ich schon wußte, daß der Onkel und die Tante nicht so zeitig ins Frühstückszimmer kamen, weil sie vor neun Uhr selten Kaffee tranken, machte ich erst einen kleinen Spaziergang im Parke. Seufzend ging ich auf dem Wege, auf welchem ich in dieser Nacht Otto hatte verschwinden sehen. Auf dem Rückwege pflückte ich die ganze Schürze voll kleiner schöner Blumen, mit denen ich nach unserer freundlichen Gewohnheit, liebe Großmutter, den Kaffeetisch schmückte. Als ich dieses kleine, liebe, mit so vielen süßen Erinnerungen verbundene Geschäft vollendet hatte, wartete ich vergnügt, bis die Tante in ihrem Morgencostüme, auf den Arm des Onkels gestützt, hereintrat. Sobald jedoch ihre Augen auf den Tisch fielen, rief sie, die Hand vor die Nase haltend:

„Um Gotteswillen, nehmt die infamen häßlichen Blumen hinweg, wenn ich nicht meine Migraine wieder bekommen soll. Guten Mor-

gen, Ottilie. Da Du so zeitig hier gewesen bist, so weißt Du wohl, wer so unvernünftig gewesen ist und all' dieses Zeug hierher gelegt hat?" —

Niedergeschlagen, aber freimüthiger, als man hätte glauben sollen, antwortete ich:

„Verzeihen Sie, liebe Tante! Ich selbst habe es gethan; aber es soll nie wieder geschehen!“ —

„Nein, aber sieh, wie geschmackvoll und fein sie arrangirt sind! Sieh nur, Aline!“ — sprach der Onkel, während ich und ein Bedienter mit der größten Eile die Blumen in meine Schürze zusammenrafften.

„Allerliebste!“ — sagte die Tante. — „Aber nimm sie weg, wirf sie hinaus und dann binde eine andere Schürze vor, liebe Ottilie, ich kann sie nicht vertragen.“ —

Ich freute mich so sehr über diese freundliche, offene Aeußerung, daß ich in meiner Reue über mein Versehen die Hand der Tante ergreifen und küssen wollte; allein sie prallte zurück und rief:

„Nein, um Gotteswillen, rühre mich nicht

an. Du duftest von Lavendel und Jasmin schon von weitem. Kühre mich nicht an!" —

Jetzt hätte ich gern gelacht; aber nun kam mir der Onkel zu Hülfe, half mir die Blumen vollends zusammenraffen und steckte mir schelmisch einige kleine geruchlose Blumen ins Haar, in den Nacken und ans Kleid. Als ich mit einer andern Schürze zurückkam, tranken Tante und Onkel bereits ihren Kaffee, den ich ihnen zu serviren beabsichtigt hatte, und die Tante bemerkte, daß von „allem diesen“ auch noch der Kaffee kalt geworden wäre. Ich faßte mir ein wenig Muth und sagte:

„Ja, es war recht albern von mir, aber es soll nicht wieder geschehen, wenn die Tante so gütig sein und mir erlauben will, künftig die Besorgung des Thees und Kaffeetisches über mich zu nehmen.“ —

„Recht gern, wenn Dir's Vergnügen macht!“ — erwiderte die Tante und der Onkel machte mir mehrere recht feine und artige Complimente über mein Anerbieten.

Hierauf sprachen Beide von Otto und von seiner Reise. Ich stand vom Kaffeetisch auf,

um die lebhafteste Röthe zu verbergen, die jedesmal meine Wangen färbte, so oft man — wenn auch nur flüchtig — Otto's Namen nannte. Sie sprachen davon, wie sehnsüchtig er in W\*\* (der Besizung von Alfreds Eltern) erwartet werden würde, aber nur halblaut und in verblühten Ausdrücken. Ich hörte es zwar, kümmerete mich aber nicht sehr darum, denn ich glaubte weit besser hierüber unterrichtet zu sein.

„Hast Du gestern Abend in den lettres à Emilie gelesen?“ — fragte mich die Tante, als der Onkel hinausgegangen war.

Ich erröthete stark, denn es stand nun hell vor mir, in welchem andern Buche ich am verflossenen Abend gelesen hatte; kaum hörbar stammelte ich ein Nein.

„Nun!“ — meinte die Tante lächelnd. — „Es ist nicht so dringend, Du kannst es auch heute Vormittag thun. Aber kleide Dich zeitig an, denn wir haben Fremde bei Tische und Schlag zwölf Uhr kommt Tante Pauline und wird vermuthlich Emilien mitbringen.“ —

Die Tante ging in ihr Zimmer und ich fand für gut, ihrem letzten Wunsche zuerst nachzuz-

kommen und mich anzukleiden, dann aber in den gepriesenen lettres à Emilie zu studiren. Ich klingelte daher nach Marien. Sie kam herauf. Lange drehte und wendete sie sich so, daß ich sie nicht recht ansehen konnte, als sie mir aber das Kleid zonestelte, sah ich im Spiegel, daß sie blaß und verweint aussah. Ich drehte mich schnell um, sah sie an und fragte, nur durch Mitleid dazu bewogen: „Was fehlt Dir denn, Marie?“ — Da fing sie abermals an zu weinen, antwortete aber demungeachtet: — „Nichts!“ — Ich wiederholte meine Frage und bat sie, mir zu sagen, warum sie weine; aber vergebens. Sie blieb dabei, daß ihr „gar nichts“ fehle. Von diesem Tage an war sie jedoch fortwährend niedergeschlagen, nachlässig in ihrer Kleidung und von Tage zu Tage blässer. Da ich immer gleich freundlich gegen sie blieb, suchte sie mich mit der größten Anstrengung zu bedienen und meinen kleinsten Wünschen nachzukommen. Arme Marie! — Du wirst später mehr von ihr hören, liebe Großmutter!

Um elf Uhr war ich angekleidet, halb zwölf Uhr war ich der lettres à Emilie bereits völlig

überdrüssig, um zwölf Uhr kam Tante Pauline mit der langweiligen Emilie an. Alles Umsehens ungeachtet fand ich jedoch keine Spur von Meliden im Wagen. So bald ich konnte, fragte ich Emilien nach ihr und erhielt die erfreuliche Antwort, daß sie Nachmittags mit der Oberstin und mit Fräulein Nanna nachkommen würde. Da ich nicht wußte, womit ich Emilien unterhalten sollte, so fragte ich die Tante, ob wir nicht hinunter in den Garten gehen und Stachelbeeren pflücken dürften, worauf die Tante ein: — „herzlich gern, mein Kind!“ — antwortete. Wir gingen; Emilie aß eine unendliche Menge von Stachelbeeren, erst die guten, dann die schlechten, und dabei sprachen wir von — einem Florschleier. Emilien war nämlich ein solcher abhanden gekommen und sie schämte sich nicht, mir anzuvertrauen, daß sie glaube, Melida hätte denselben genommen.

Ich erstaunte und wußte nicht, ob ich recht gehört hätte.

„Mein Gott, Emilie!“ — sprach ich. — „Wie kannst Du der guten, lebenswürdigen Melida eine solche Schlechtigkeit zutrauen? —

Sprich doch dieses sonderbare Mißtrauen wenigstens offen gegen sie aus, damit sie sich dagegen vertheidigen kann, denn ich zweifle nicht, daß sie dieß im Stande ist." —

„Ach!“ — erwiederte Emilie etwas höhniſch. — „Das verlohnt ſich nicht der Mühe; aber ich habe ein Stück von meinem Schleier in ihrem Kommodenkasten liegen ſehen.“ —

„Pfui, Emilie,“ — erwiederte ich. — „Weißt Du wohl, daß Du Dich in meinen Augen in ein recht häßliches Licht ſtellſt, wenn Du die arme Melida ſo grundlos und ſo leiſtſinnig beſchuldigen willſt, und noch dazu bei mir, die ich Euch Beiden doch eigentlich noch ganz fremd bin. Und außerdem iſt ſie ja eine Freundin von Dir, die Dich von Deiner Kindheit an gepflegt und ihre ganze Zeit Deiner Erziehung und Deinem Unterricht gewidmet hat.“ —

„Ja, das hat ſie wohl thun können,“ — erwiederte Emilie, die das Geſpräch gern auf einen andern Gegenſtand bringen wollte. „Sie hat ja Alles, was ſie kann, mit Paulinen bei denſelben Lehrern gelernt.“ —

„Arme Melida!“ — dachte ich. — „Du hast Deine Kenntnisse und Deine Engelsanftmuth theuer erkaufen müssen!“ — Ich hatte jedoch keine Lust, Emiliens alberne Bosheit so hingehen zu lassen, sondern antwortete ihr ganz ernst:

„Damit mag es sein, wie es will; aber ich halte es für meine Schuldigkeit, Meliden zu bitten, daß sie Dir über den elenden Schleier, der wahrscheinlich aus Irrthum oder Zufall in ihre Kommode gekommen ist, Aufklärung geben soll. Du mußt es, wenn auch aus keiner andern Ursache, schon deswegen thun, damit sie sich in meinen Augen von dieser ungereimten Beschuldigung völlig reinigen kann.“ —

„Ach, das kümmert mich nichts!“ — sagte Emilie.

„Nun, so bekümmere ich mich auch wahrlich nicht um Dich,“ sprach ich und ging meines Wegs, sie ihre Stachelbeeren allein essen zu lassen, mochte sie mir nachkommen oder zurückbleiben, wie es ihr beliebte. Ich für meine Person begab mich hinauf in den Saal.

Berstimmt nahm ich meine Nähsterei und setzte mich an ein Fenster. Nicht weit von die-

sem war ein kleines Cabinet, in welchem Tante Aline und Tante Pauline vertraulich mit einander über ihre Angelegenheiten sprachen. Da sie mich nicht hatten hereinkommen hören und wahrscheinlich voraussetzten, daß, wenn zwei Mädchen wie ich und Emilie zusammen ankämen, aus ziemlicher Entfernung hörbar sein müßte, so wußten sie nichts davon, daß ich im Saale war. Ich hörte daher folgendes Gespräch, von welchem ich zwar damals kein Wort begriff, das mir aber nach längerer Zeit vollkommen klar und verständlich ward.

Tante Pauline: War nicht erst die Rede von Fräulein Louise P\*\*? — Du schreibst es ja von Kamlösa.

Tante Aline: Ja, allerdings; aber sie ist häßlich und dumm und sechsundzwanzig Jahr alt.

Tante Pauline: Ja, diese Kleine sieht recht hübsch aus; wenn sie noch ein wenig mehr Tournüre hat, wird sie bald eine gute Ressource für Deinen Salon werden. Aber gieb Acht! Wenn sie sich recht ausgebildet hat, kommt Einer und führt sie weg.

Tante Aline: Ach nein, das soll meine Sorge sein! Uebrigens ist sie arm wie eine Kirchenmaus. Ihr Vater fiel in Concurſ und das Wenige, was die Alte hat, erben wir einmal, denn es ist Fideicommiß und erbt nur auf der männlichen Seite.

Tante Pauline: (gähmend) Nun, das ist gut, denn nichts ist verdrießlicher, als einen Gegenstand zu verlieren, an dem man sich einmal gewöhnt hat. Was sagt denn Otto dazu? Wenn er nur nicht etwa Feuer fängt! Eine schöne Nachbarschaft ist gefährlich.

Tante Aline: Ach, Poffen! Das soll meine affaire werden! Er hat wohl an andere Dinge zu denken: ça n'est pas de son gout für alle Fälle. Dazu gehört etwas ganz anderes!

Nun gingen die Tanten auf andere Gegenstände über, deren ich mich nicht mehr erinnere. Aber den ersten Gegenstand behielt ich zufälliger Weise im Gedächtniß und lange nachher ward mir deutlich, daß ich selbst die Salondame war, die man aus keinem andern Grunde herbeigeschafft hatte, als: damit ich den geringen Glanz, den ein junges, mit einigen Natur-

gaben beschenktes Mädchen in einem gesellschaftlichen Zirkel verbreiten kann, repräsentiren und im Uebrigen für meine Tante eine Trabantin abgeben sollte, deren gräflicher Name zwar groß klingen, deren Mittellosigkeit und abhängige Stellung aber jeden Mann abhalten sollten, ihr Herz oder Hand zu bieten. Glaube aber ja nicht, daß ich jetzt an diesen Plan dachte, nein, weit davon! Aber Du sollst es hören, wenn die Zeit kommt, wo mir die Augen geöffnet wurden.

Während des letzten Theils des Gesprächs saß ich da und dachte daran, wie übel ich daran gethan, daß ich zwei arglose Menschen belauscht hatte, die an die Gegenwart einer dritten Person gar nicht dachten, und wie albern und kindisch ich mich benommen, daß ich Emilien von mir gestoßen hatte, die ja doch mein Gast war und diesen Vorfall ihrer Mamma erzählen, dabei die Sache in einem andern Lichte darstellen und dadurch mancherlei Verdrißlichkeiten verursachen konnte. Außerdem fühlte ich das Recht auf meiner Seite und — wenn ich aufrichtig sprechen soll — schien ich

mir Emilien so überlegen zu sein, daß ich wußte, ich würde sie leicht besänftigen können ohne meine Ueberzeugung zu opfern. Gesagt, gethan! Eben so leise, wie ich in den Saal getreten war, schlich ich mich wieder hinaus und eilte hinunter in den Garten. Emilie hatte sich nun zu einem andern Busch geflüchtet und aß das selbst mit gleichem Eifer Stachelbeeren. Als sie mich von weitem kommen sah, wandte sie den Kopf unwillig von mir ab und kehrte sich gegen den Busch. Ich trat zu ihr, klopfte sie auf die Achsel und sprach freundlich:

„Sei nicht böse auf mich, liebe Emilie! Ich glaubte, daß Du der armen Melida Unrecht thätest, aber ich bin auch überzeugt, daß ich selbst sehr Unrecht that, indem ich mich zum Richter zwischen Euch aufwarf und Dir mit Hestigkeit und Ungezogenheit Deinen Fehler vorwarf.“ —

„Meinen Fehler!“ — erwiederte sie. —  
 „Du willst wohl sagen Melidens Fehler?“ —

„Du verstehst mich nicht!“ — bemerkte ich und zuckte verdrüsslich die Achseln. — „Laß uns daher nicht weiter über diesen Gegenstand spre-

chen, sondern uns denselben völlig vergessen, und vergieb mir, wenn ich etwas gesagt haben sollte, was Dich beleidigt hätte.“ —

„Ja, recht gern,“ — antwortete Emilie, — „jedoch unter der Bedingung, daß Du Meliden nichts von diesem Allen sagst und Dich künftig nicht um sie bekümmerst.“ —

Ich antwortete ihr ausweichend, daß ich noch nie geklatscht hätte und es jetzt, wo ich einen so lebhaften Abscheu dagegen fühlte, noch weniger thun würde. Emilie verstand den Stich nicht, der gegen meinen Willen in meiner Antwort lag, und wir waren nun wieder sogenannte gute Freundinnen und begannen über andere Gegenstände zu sprechen.

„Wie gefällt Dir denn Dein Cousin, Graf Otto?“ — fragte Emilie unter andern, indem sie sich den Mund mit Stachelbeeren anfüllte.

„O weh, ich habe mich an diesem Stachelbeerbüsche tüchtig geritzt!“ — rief ich und that gleich darauf eine andere Frage; aber bald kam sie wieder auf das Capitel über Otto und fragte mich, ob ich wüßte, wie viel Wahres

an dem Gericht sei, daß er sich verheirathen sollte.

„Nein,“ — antwortete ich zitternd und stammelnd. — „Davon weiß ich nichts!“ — Aber eine unwiderstehliche Neugierde trieb mich an hinzuzusehen: — „Mit wem denn?“ —

„Nun, mit Fräulein K\*\*, Alfreds Schwester.“ —

„Was ist das für ein Mädchen?“ —

„O, sie ist eher häßlich, als hübsch, aber sehr reich. Man hat schon lange darüber gesprochen und noch über vieles Andere, was wohl noch weniger wahr ist.“ —

„Ach,“ — dachte ich und schöpfte wieder Athem — „ich weiß am besten, daß es nicht wahr ist!“ — Allein ich brach das Gespräch ab, denn nun war ich nicht mehr neugierig. Otto's Liebe, das war meine ganze Welt! Und so lange ich an diese glaubte, konnte ich mir eine Parthie, wie die eben erwähnte, durchaus nicht denken. — „Es ist ein albernes Gerücht!“ — sprach sie zu mir und fühlte mich glücklicher, als je.

Zu Mittag kam zahlreiche Gesellschaft, als

lein ich bekümmerte mich um Niemanden, als um Meliden. Bei Tafel war ich ihre Nachbarin, obwohl die jungen Herren viel von „bunter Reihe“ sprachen und Emilie mir von der andern Seite der Tafel zublickte und winkte. Wenn ich mit Meliden nur über meinen Stuhl hätte sprechen können: aber diesen Gegenstand vermieden wir Beide.

Es war nicht bloß Freundschaft, was ich diesem guten milden Wesen widmete, es war eine Art von Verehrung. Ich konnte nicht aufhören, sie anzusehen und je mehr ich sie anblickte, desto schöner und anziehender erschien sie meinen Augen. „Wie bist Du so lieblich, meine gute Melida! Wie innig liebe ich Dich!“ — sprach ich immer zu ihr, wann ich mich schon in ihrer bloßen Nähe so recht glücklich fühlte. Sie lächelte dann über meinen Ausruf und blickte mich freundlich an, aber sie schien bei weitem nicht so dankbar dafür zu sein, als ich für all' meine unbegrenzte Liebe fordern zu können glaubte, noch weniger dieselbe in gleichem Grade zu erwidern. Dieß schmerzte mich allerdings; allein ich schrieb es lediglich dem Umstande zu, daß

ich weder so reizend, noch so einnehmend war,  
wie sie, und daß ich noch so sehr jung und  
nur wenig unterhaltend war. Ich nahm mir  
jedoch vor, Alles zu thun, um sie dahin zu  
bringen, mich zu lieben und mir dieselben Ge-  
fühle zu widmen, die ich gegen sie hegte!

---

121

Es begann nun eine Reihe von Tagen, deren einer dem andern ziemlich gleich war. Alles fing jetzt an gewisse Form und Bestimmtheit anzunehmen. Meine Tante war bald freundlich, bald spitz gegen mich, je nachdem sie sich einbildete, krank oder gesund zu sein; sobald jedoch der Gedanke, daß sie Otto's Mutter war, in mir aufstieg, dann fand ich im Herzen, wo doch eigentlich alle weibliche Feinheit thront, stets ein Wort oder ein Mittel, welches die Tante — wenn auch nicht gerade erheitern — doch wenigstens besänftigen konnte. Daher kam es, daß ich — obwohl weit entfernt, von ihr geliebt zu werden — ihr in kurzer Zeit unentbehrlich wurde. Wich ich aber nur mit einem einzigen Schritt von der Bahn ab, die ich nach ihren Launen begehen sollte,

so hatte ich augenblicklich bittere und scharfe Malicen zu erwarten. Und da nichts so schwer vorauszusehen ist, als die Launen und die Wünsche einer einflußreichen Frau, so war dieß nicht selten der Fall. Aber meine Liebe zu Otto war das Del, welches unsichtbar stets über den brausenden Bogen schwebte, um sie zu beruhigen.

Mein Onkel war immer gleich artig und gleich zuvorkommend gegen mich; er übernahm zwar nie meine Vertheidigung gegen die Tante, aber er verwandelte ihre schneidenden Bemerkungen oft in leichte Scherze und schien auch mehr, als die Tante, dafür besorgt zu sein, daß ich die Talente für das gesellschaftliche Leben, die man an mir zu entdecken glaubte, bei geschickten Lehrern weiter ausbilden sollte.

Ich hatte daher Tanzunterricht bei Casagli und ärgerte mich entsetzlich darüber, daß der alte italienische Petitmaitre ohne Umstände meine bloßen Achseln niederdrücken, mich in die Arme nehmen, mich rings herumdrehen und mir die Füße angreifen durfte, bis ich feuerroth vor Verdruß ward. Ich gab mir deshalb die größte

Mühe, bald so viel zu lernen, daß diese fatalen Sectionen ein Ende hatten, bevor Otto wieder zurückkam, denn dieß war die einzige Epoche meines Lebens, nach welcher ich rechnete. Bei dem bescheidenen Herrn Crálus sang ich do-re-mi-fa-sol-la-si, bis die Tante Vapeurs, Migraine und tic douloureux bekam. Französisch plapperte ich mit einem kleinen alten Mann, welcher Mr. Gaspar Charles hieß, Hoffriseur bei dem höchstseligen König gewesen war und mich, so oft wir Beide allein waren, heimlich mit tausend Anekdoten über die vorige königliche Familie unterhielt; — ein Gegenstand, der mich unendlich interessirte und — Du weißt am besten, aus welchem Grunde, liebe Großmutter — niemals ermüdete. Landschaftszeichnen trieb ich mit Emilien zusammen bei dem Conducteur Heydicken. Und da ward meine Eitelkeit oft auf eine harte Probe gestellt, denn unser Lehrer war zu gerecht, als daß er nicht seine wahre Meinung offen gesagt hätte, wenn man meine kleinen Zeichnungen, — auf welche ich stets viel Fleiß und Nachdenken verwendete, weil mich das Zeichnen sehr ergözte — mit Emiliens Krä-

henfüßen verglich, die nie etwas taugten, außer wenn unser geschickter Lehrer im Eifer endlich selbst den Stift nahm und ihre Zeichnungen durcharbeitete, oder wenn Melida und ich ihr zuweilen heimlich geholfen hatten. Bei dem alten ehrwürdigen Aschergren declamirte und rechnete ich, bis ich den Athem verlor und den Krampf in die Finger bekam.

Daß ich nicht gerade kostbar, aber sehr elegant und nach der letzten Mode gekleidet war, dafür sorgte die Tante mit unermüdlichem Eifer. Um keinen Preis würde sie Etwas — Lebendiges oder Lebloses — um oder an sich geduldet haben, was gemein, provinziell, altmodisch oder non comme il faut gewesen wäre. Die Eingangsworte zu allen ihren Predigten waren Ton, Tact, Tournaire, und wer solche sich am meisten zu eigen gemacht hatte — mochte er auch noch so viel andere Fehler an sich haben — der war gewiß, im ersten Glied ihres Salons zu stehen. Daß diese mir unaufhörlich eingepägten Grundsätze einigen Eindruck auf mein junges lebhaftes Gemüth machten, will ich nicht läugnen; doch war dieß keineswegs in dem

Grade, als es den Anschein hatte, der Fall, denn die unglaubliche Schnelligkeit, mit der ich — wie man behauptete — in allen Erfordernissen des guten Tones fortschritt, hatte ich bei weitem mehr meinem sehnlichen Wunsche, der Tante, dem Onkel und Meliden zu gefallen und dem beständigen Denken an Otto zu verdanken, als meinem eignen Geschmack, der sehr freisinnig und eigensinnig war und sich oft schwer genug in die steifen Formen der Etikette und Convenienz zwang, gegen die er — wie Du bald hören wirst — doch zuweilen sündigte.

Mit der Generalin und ihrer weiblichen Familie, die wir nur „die Paulinen“ zu nennen pflegten, waren wir beständig, bald in größeren, bald in kleineren Zirkeln zusammen. Tante Pauline war ein vollkommener Barometer, dessen Steigen und Fallen in der Güte und in dem Wohlwollen für mich völlig von Emiliens Caprice, Neid und Geschwätz abhing. Die junge Pauline begegnete mir beständig kalt, ja zuweilen sogar unhöflich und abstoßend; und dieß war mir wahrhaft schmerzlich, weil ich sie anz

genehm, witzig, lebhaft, artig und zuvorkommend gegen Andre fand. Melida kostete mir manche Thräne. Ich versuchte Alles, mir ihre Liebe zu erwerben; aber ein stummes, beinahe passives Wohlwollen war Alles, was ich erlangen konnte. Bedurfte ich jedoch eines Beistandes, einer Vertheidigung, eines guten Rathes, so war ich stets sicher, ihn bei ihr zu finden. Wollte ich ihr etwas anvertrauen, so nahm sie es zwar ohne Kälte oder Gleichgültigkeit auf; allein nie suchte sie mein Vertrauen oder schenkte mir das ihrige. Sie war mir ein Räthsel, mit welchem sich meine Gedanken unaufhörlich beschäftigten. Fräulein Nanny oder Nanna, wie sie ausdrücklich genannt zu sein wünschte, war ein wirkliches Schauspiel und eine allgemeine Epigramm-Cotelette in unserm Kreise. Alle ihre Neigungen — und sie hatte deren nicht wenige — waren in Hexameter gesetzt. Sie sprach nicht wie andere Menschen und handelte noch weniger wie diese; sie dachte und träumte nur in metrischen Formen. Aber auf der Spitze ihres Parnasses stand nicht etwa der Sonnengott. Ein drängendes Dichten und Trachten, sich selbst merk-

würdig und ihren Namen unsterblich zu machen, war vielmehr die einzige Lockspeise, welche sie vermochte, auf den Pindus hinaufzuklettern und so oft von der steilen Höhe herabzupurzeln. Sie war unerträglich in allen Dingen, am meisten aber hinsichtlich ihrer Ansichten über die neue literarische Schule; gerade wenn sie am günstigsten für diese sprach, erregte sie den meisten Spott und Hohn gegen dieselbe. Von ihrem Magister hatte sie die Hand ein wenig abgezogen, seitdem ihr dieser sein Herz entrisSEN und dasselbe blind und dumm mir zugewendet hatte, mir, die ich wahrhaftig nicht wußte, was ich damit anfangen sollte, weder mit dem sonderbaren, von Albernheiten — nicht von Liebe — erfüllten Herzen selbst, noch mit den zahlreichen Gedichten unter den verschiedenartigsten Formen und sonderbarsten Namen, die er mir undankbarem, lachlustigem Mädchen widmete. Es war gewöhnlich der allgemeine Wunsch, der mich in unsern Cottesrien empfing: „Nun Ottilie! — Nun mein gnädiges Fräulein! — Zeigen Sie uns einen neuen Ausbruch des feuersprühenden Gehirns

Ihres verrückten Magisters!“ — und nur selten traf es, daß ich nicht einen solchen vorzuzeigen vermochte. Bald war es ein Sonett auf mein Haar, welches — obwohl es kastanienbraun ist — darin dem Golde verglichen wurde; bald ein anderes auf meine Augen, die — obwohl sie, wie Du von Alters her weißt, liebe Großmutter, hellbraun sind — für ihn ein blauer Himmel mit Silbersternen zu sein schienen; bald auf meine Stirn, die er mit dem Montblanc verglich, wobei er jedoch der Schnitzer beging, das französische Wort Montblanc durch Weißberg zu übersetzen und daraus entstand ein so alberner Sinn, daß wir Alle laut aufschrien und die ältern Damen mit unwilligen Mienen in unser Zimmer kamen. Als ihnen jedoch ein junger Lieutenant aus der Gesellschaft das Sonett vorrug, lachte Tante Aline, bis sie den tic douloureux, Tante Pauline, bis sie Krämpfe bekam. Daß in diesen Poesieen keine von sämtlichen Gottheiten der nordischen Mythologie, und namentlich keine von denen, die Niemand kannte und deren Namen kein Nichtschwede aussprechen konnte,

fehlte, das versteht sich von selbst. Es war ihm viel zu alltäglich, mich mit Freia, Iduna, Nanna, Gefion oder dergleichen alte Bekanntschaften zu vergleichen, nein, er besang mich bei Hnoss und Hlyn, Sjöfn und Lofn, Snottra und Eir. \*) Der Grund davon schien mir vorzüglich darin zu liegen, weil ich ihn mit der ernsthaftesten Miene, die mir zu Gebote stand, fragen mußte, was diese barbarischen Namen zu bedeuten hätten. Und drauf trug er mir sogleich die ganze Mythe — jedoch in Hexametern und Pentametern — vor, worin ich stets wieder eine Menge von Dingen fand, nach denen ich ihn von Neuem fragen mußte. Einmal war ich boshaft genug, selbst ein Sonnett an meine Nase und ein anderes an meine Ohren zu fabriciren. Mit unglaublicher Mühe

---

\*) Hnoss, das Urbild aller Schönheit und Lieblichkeit. Hlyn, die sanfte Göttin der Huld und Freundschaft, die im Unglück die Thränen von der Wange küßt. Sjöfn lenkt die Menschenherzen zur Liebe. Lofn hatte von Odin und Freia Auftrag, Männer und Frauen zu verbinden, denen große Hindernisse entgegenstanden. Snottra, die Göttin der Sittsamkeit. Eir, der Arzt der Götter.

schrieb ich sie mit der nachgeahmten Handschrift  
 des Magisters ab und hielt sie für einen Abend  
 im Herbst in Bereitschaft, an welchem ein großer  
 Theil unserer gewöhnlichen Cotterie in Schönwik  
 versammelt war, während Fräulein Nanna und  
 der Magister, wie ich bestimmt wußte, an die-  
 sem Abend ausblieben. Mein Scherz glückte  
 vortrefflich. Allein gerade, wie wir am lautes-  
 ten über die komischen Albernheiten in beiden  
 Sonetten lachten und die Uebrigen eben zu merz-  
 ken anfangen, daß die Sonette unächt waren,  
 gerade als unsere Freude über diesen Scherz am  
 lautesten war, öffnete sich die Thür des Salons  
 und ein junger Mann, in schwarzer, oder rich-  
 tiger in Trauerkleidung, mit einem sehr vortheil-  
 haften Aeußern, trat herein. Er hatte unsere  
 laute Freude und unser allgemeines Gelächter  
 schon im Vorzimmer gehört, bat uns, daß wir  
 uns durch seine Ankunft in unserer heiteren  
 Unterhaltung nicht möchten stören lassen, und  
 begab sich nach einer artigen Begrüßung ins  
 Nebenzimmer, um dem Onkel und der Tante  
 sein Compliment zu machen. Bölliges Schweiz-  
 gen verbreitete sich sogleich über uns. Ich war

die Einzige, welche es unterbrach, indem ich fragte, wer der Fremde sei.

„Der junge Baron Edward S\*\*!“ — antwortete man — „er hat ganz kürzlich seinen Vater verloren, den er unglaublich liebte und verehrte. Er ist sehr fein, sehr liebenswürdig, sehr interessant und sehr reich; allein heiter und aufgeweckt ist er nie gewesen und jetzt wird er sowohl von Gliuder, als von Kör unendlich geplagt. \*)

Es war Pauline, welche uns diese Personalien zum Besten gab; im Anfange hörten wir alle ernst zu, aber bei ihren letzten unvermutheten und überraschenden Namen: „Gliuder und Kör“ brachen wir von Neuem in lautes Gelächter aus. Gerade in diesem Augenblicke kehrte der junge Baron aus dem Nebenzimmer zurück, erbat sich die Erlaubniß, an unserm Vergnügen Theil nehmen zu dürfen, und fragte schließlich nach dem Gegenstande unsers Gelächers. Da ihm die eigentliche Ursache unsers letzten Ges

---

\*) Gliuder (der Schmerz) und Kör (die Schwindel) Namen aus der nordischen Mythologie.

lächters nicht wohl mitgetheilt werden konnte, so erzählte man ihm die nächste vorhergehende Ursache, und als man ihm in kurzen aber treffenden Worten von der zärtlichen Flamme des Magisters für mich, von seinen Gedichten und von dem darin vorherrschenden Tone und Geschmack erzählt hatte, zeigte man ihm auch meine beiden unglücklichen Sonette mit dem Zusatz, daß beide unächt und von mir fabricirt worden wären, um den Magister zu copiren. Ich schämte mich gewaltig, als der Baron nun diese Rhapsodien, über die man nach meinem Dafürhalten genug gelacht hatte, lächelnd durchlas. Mit hochrothen Wangen stand ich neben ihm, um ihm die Gedichte, sobald er sie durchgelesen haben würde, wegzunehmen und in das loderns de Kaminfeuer zu werfen. Mit einer leichten, artigen Verbeugung, aber ohne zu lachen oder etwas zu äußern, gab er mir die Sonette hin. Ich verneigte mich schweigend und beschämt und nach Verlauf einer Sekunde brannten meine Geistesproducte von wirklichem, nicht von phosphorischem Feuer.

„Himmel, was thust Du!“ — rief die lustige Hilda B\*\* — „Reißt Ottiliens Nase und Ohren aus dem Feuer“ — herrschte sie den Uebrigen zu — „der Magister muß sie nothwendig sehen! Wir wollen ihn überreden, daß er selbst im Traume sie gedichtet hat.“ —

Entzückt über diesen Einfall, wollte der Lieutenant L\*\* eben die Feuerzange ergreifen; aber Emilie, die dem Kamin am nächsten saß, faßte die halbverbrannten Sonette mit der Feuerzange und warf sie mir mit ihrer gewöhnlichen Unbedachtsamkeit und Hestigkeit zu, indem sie ausrief: „Hier hast Du Deine Nase, und hier sind Deine Ohren!“ — das Feuer ergriff sogleich ein Florhalstuch, das ich um die Schultern geworfen hatte; aber schnell wie ein Blitz riß mir der junge Baron das Halstuch ab, warf es ins Kamin und erstickte mit den Händen die Flammen, die um meine Achseln und Arme loderten. Ich hatte zwar Besinnung genug, um indessen ruhig stehen zu bleiben; allein ich ward todtenbleich vor Schreck, als das Feuer endlich gelöscht war und ich, vollkommen unbeschädigt, hinsichtlich des Anzugs aber sehr

übel zugerichtet, dastand. Man beklagte und beglückwünschte mich von allen Seiten, bedauerte meinen schönen Anzug, meinen Shawl u. s. w., aber Niemand, außer mir, dachte an meinen Retter und an dessen Hände, die — wie ich leicht begreifen konnte — durch seine Entschlossenheit sehr gelitten haben mußten. Man trieb mich an, mich sogleich zu entfernen und umzukleiden; sobald ich mich jedoch losgemacht hatte von denen, die mich jetzt umstanden, vorher aber und während des Feuers sich soweit als möglich von mir entfernt hatten, eilte ich an das Fenster, an welches sich Baron Edward zurückgezogen hatte. Ich dankte ihm mit kurzen, aber herzlichen Worten und bat ihn flehentlich, mir seine Hände zu zeigen, und als er dieselben lächelnd hinter seinem Rücken verbarg, faßte ich mir den Muth, sie hervorzuziehen. Aber in Thränen brach ich aus, als ich dieselben von großen Brandblasen entstellt und die Manchetten und Handschuhe ganz verbrannt fand. Ohne weiter an meine verbrannte und vom Rauch geschwärzte Kleidung zu denken, lief ich nach Johannesöl und feinen Leinentüchern

und wickelte seine Hände nach einem kurzen unbedeutenden Widerstande von seiner Seite sorgsam hinein. Als ich damit fertig war, nahm er meine Hand, führte sie an seine Lippen und sprach leise:

„Von heute an ist mir das phosphorische Feuer doppelt theuer!“ —

Ich entfernte mich, wechselte meinen Anzug und nach einer kleinen Weile war die ganze Feuersbrunst vergessen und wir saßen wieder in heitern, scherzenden Kreise zusammen. Als ich in den Saal zurückkam, waren die Meisten von der Gesellschaft um Paulinen und den Baron Edward gruppiert, welche Beide bereits in einer eifrigen Debatte über die neue litterarische Schule und deren Tendenzen begriffen waren. Pauline sparte ihre Epigramme darüber nicht und, da sie wirklich witzig war und sehr originelle Einfälle hatte, so waren ihre Sarkasmen so beißend, so in die Augen fallend, so naiv und so ergötzlich, daß wir Alle ihre Parthei nahmen und dieß durch unser Gelächter bei jeder ihrer Aeußerungen genugsam zu erkennen gaben. Sehr artig, wie Edward H\*\* immer

war, ließ er Paulinen fast ungestört die ganze Artillerie ihres Witzes verbrauchen, bis ihr die Ammunition auszugehen anfang. Dann erst richtete er einige leichte, aber scharfe Fragen an sie, die uns bald in unsern Meinungen wankend machten. Eine der ersten unter denselben war die: „was wir denn eigentlich unter Phosphorismus und Phosphoristen verstünden?“ — Einige wußten darauf gar nichts zu erwiedern; Andere antworteten geradezu: „Nartheit und Narren;“ — Pauline meinte lachend, daß sie darunter alle diejenigen verstünde, die nichts könnten, nichts wollten und nichts begriffen. Emilie, dumm und dreist wie gewöhnlich, erklärte, daß sie immer der Meinung gewesen wäre, der Ausdruck „Phosphoristen“ käme von den beiden französischen Worten: „Faux“ und „Forêt“ her, weshalb sie ihn durch: „falsche Waldmenschen“ übersehe. (Allgemeines Gelächter.) Aber die Meisten von uns wußten recht gut, daß man die Anhänger, Mitarbeiter und Bewunderer einer poetischen Zeitschrift, die in einem brennendrothen, feuerfarbigen, über sich selbst erröthenden Umschlage aus-

gegeben wurde, mit diesem Namen zu bezeichnen pflegte. Aber nun kam eine zweite Frage, die ungleich schwerer als die erste war: „wie viele von der Gesellschaft wohl die Schriften gesehen oder gelesen hätten, die sie so zuverlässig als „über sich selbst erröthend“ bezeichneten?“ — „Ich nicht!“ — erwiderte Pauline sogleich mit herzlichem Gelächter und gab damit für alle Andere das Signal zu derselben Aufrichtigkeit: „Ich auch nicht!“ — Ich noch weniger!“ — Ich noch nie!“ u. s. w.

„Ja, dann verlohnt sich freilich nicht der Mühe, noch weiter darüber zu sprechen!“ — sprach Edward lächelnd und erhob sich von seinem Stuhle. Kleinlaut blieben wir Uebrigen sitzen; aber Pauline faßte sich bald und sprach scherzend:

„Wenn man aber nur über Dinge sprechen soll, die man bis auf den Grund und bis aufs kleinste Pünktchen kennt, so würden bloß die Herren Professoren peroriren dürfen und wir Andern wären bloß aufs Zuhören beschränkt. Und wie sollte es dann mit unserm guten Scherz, mit unserm wohlthätigen Lachen werden?“ —

Dies war ein Argument, welches selbst Edward nicht zu bestreiten vermochte. Und nun begann wieder Geplauder und Scherz über andere Gegenstände, von denen wir eben so wenig wußten, die aber die Quelle großen Gelächters und anhaltender Heiterkeit für uns wurden. Endlich rief Jemand unerwartet:

„Wissen Sie schon, meine Herrschaften, daß Frau von Stael auf ihrer Reise von Petersburg nach Stockholm kommt?“ —

Von allen Seiten rief man ein freudiges: „Ach!“ und im Freudenrausch darüber, daß ich die Verfasserin der *Corinna* und *Delphine* lebendig vor meinen Augen sehen sollte, umarmte ich Meliden mit dem größten Feuer. Edward, der dicht neben mir stand, lachte herzlich über meine exaltirte Freude und äußerte den Wunsch, daß meine Freude nicht etwa im Hafen noch Schiffbruch leiden möchte. Melida lächelte ebenfalls und Pauline zuckte die Achseln über meinen Enthusiasmus.

Gleich darauf ging man zum Souper. Baron Edward führte mich dahin und ward mein Nachbar bei Tafel. Unmerklich lenkte er das

Gespräch wieder auf den Phosphorismus und als ich — da ich wirklich mehrere dazu gehörige Schriften gelesen hatte, obwohl ich dieß nicht gesagt, sondern geschwiegen hatte, während Alle riefen: „Ich nicht!“ — „Ich auch nicht!“, — als ob das Gegentheil eine große Sünde wäre — als ich darauf mit einiger Malice, vielem Lachen und komischen Pathos mehrere Strophen daraus citirte, die allerdings ziemlich sonderbar lauteten, erwiederte Edward sanft und mit freundlichem Vorwurfe:

„Bestes Fräulein Ottilie! Ich erlaube mir, Ihnen einige Worte Pope's zu citiren und sie auf den Phosphorismus anzuwenden.

A little learning is a dangerous  
thing;

Drink deep — or taste not!\*) — — —

Lesen Sie Alles, aber gründlich und mit offenem Gefühl für das Schöne, nicht mit dem Vorsatz, es lächerlich und abgeschmackt darzustellen; Sie werden dann mit Freude und Er-

---

\*) Ein oberflächlich Lesen ist ein gefährlich Ding; Dring' tief hinein und rühre nicht bloß das Aeußre an!

staunen finden, daß unter dem Gebröckel einer ungebildeten, von Germanismen noch nicht ganz befreiten Sprache Perlen und Diamanten der ächtesten reinsten Art verborgen liegen. Zum Parodiren eignet sich Alles, auch das Schönste und Vollkommenste, um wie viel mehr nicht der erste Ausbruch eines reinen unvermischten Gefühls junger Männer, die es verschmähen, sich in les costumes du siècle de Louis XIV zu kleiden? — daß man auch in diesem Zeitalter viel Schönes und Geistreiches findet, ist unbestreitbar; aber unsere Zeit ist den alten Formen entwachsen und fordert neue Gestaltung und wir Jüngeren müssen wenigstens suchen, was zu verwerfen oder als brauchbar zu behalten ist, nicht aber blind die alte breitgetretene Straße hinlaufen, bloß weil sie eben und gebahnt ist. Muth müssen wir fassen, mit den jungen verwegnen Waghälsen auf steile wilde unbesuchte Klippen zu klettern, von denen wir dann mit Entzücken und Erstaunen auf neuere und schönere Gegenden hinzublicken, als wir mehrere Generationen hin-

durch, von der Zeit der Väter und Großväter her, haben besprechen und beschreiben hören!" —

Ich fand Wahrheit in jedem seiner Worte und gelobte mir innerlich, nie wieder so albern über Dinge zu schwätzen, über die ich nur wenig gehört und gar nicht nachgedacht hatte. Schüchtern sagte ich jedoch zu meinem Vertrauen einflößenden Nachbar, daß das Wenige, was ich vom Phosphorismus und von dessen eifrigsten Koryphäen, dem Magister und Fräulein Nanna, gesehen hätte, wenig geeignet gewesen wäre, mir eine vortheilhafte Meinung oder gar Enthusiasmus für die neue Schule einzufößen. Edward, der sie Beide kannte, lächelte, schüttelte den Kopf und überzeugte mich, daß Fräulein Nanna zu denen gehörte, deren sich alle Uebrigen schämten, unter welche sie gerechnet wurde, und daß ihre Vorliebe für die neue Schule eben so grundlos wäre, als die Abneigung Anderer dagegen, weil Beide nicht auf gründliche Sachkenntniß, sondern auf zufällige Einbildung gegründet wären.

„Fräulein Nanny," — sprach er weiter — „ist nach meinem Dafürhalten eine Gans mit

der gewöhnlichen Gabe zu gackern; aber unter ihrem Gefieder verbirgt sie ein neidisches, mißgünstiges, kleinliches Gemüth und hinter ihrem Schnabel ein leeres Hirn. Und nun wollen wir nicht weiter über diesen Champion der neuen Schule sprechen, vor welcher Phosphoros selbst in- und auswendig erröthen würde, wenn er ihn jemals zu seinen Stützen gezählt hätte. Ziemlich dasselbe gilt auch von dem armen Magister D\*\*, obwohl dieser mehr dumm als böse ist; aber" — setzte Edward ausweichend hinzu — „die, welche so zart und mitleidig die Brandwunden an meinen glücklichen Händen verband, wie kann sie so grausam sein und Pfeffer und Salz auf ein armes verwundetes Herz streuen, das vielleicht tausend Qualen unter dieser harten Behandlung leidet?" —

„Ach, mein bester Baron!" — entgegnete ich lachend — „Wenn ich glaube, daß irgend Etwas bei dem armen Magister in Gefahr ist, Schmerz zu leiden oder zu verbrennen, so ist es gewiß nicht das Herz, sondern sein armer Verstand oder vielmehr sein schwaches Gehirn, denn aus diesem, nicht aber aus dem Herzen,

preßt er all' seinen Galimathias! O, das klingt ganz anders, was aus dem Herzen kommt!" —

„Und wie klingt es?“ — fragte Edward leise.

Dieses Erröthen war meine ganze Antwort und ich war sehr froh, daß man in demselben Augenblick die Stühle von der Tafel rückte.

141

Von diesem Tage an war ich sicher, bei jeder Gelegenheit eine Stütze und einen Freund in dem edeln Edward H\*\* zu finden, obwohl sich derselbe nie wie ein courtiseur benahm, sondern, wenn er sich auch stets in meiner Nähe hielt, dieß nie in dem Grade that, daß man darüber hätte schwaßen können, und nie mit jener Zudringlichkeit, die uns die Huldigung eines Mannes oft so lästig macht, wenn man nur Wohlwollen und Freundschaft für ihn fühlt. Aber für manchen guten Rath, für manche Hülfe in der Noth, wenn ich durch meine Unvorsichtigkeit, Unbesonnenheit und geringe Weltkenntniß einen Verstoß beging, hatte ich dem edeln, guten, jungen Mann zu danken.

Die Zeit verging indessen. Von Otto hörte ich nichts, kein Wort, keinen Gruß! Bisweilen

sah ich wohl, daß die Tante lange Briefe von ihm erhielt, über welche sie sich allemal freute; — nie aber sagte sie weiter Etwas, als: „Otto läßt grüßen.“ — Ich weiß wohl, wie wenig dieß war; aber es war doch Etwas. Nur hatte ich bloß meine Erinnerung und meinen Glauben. Und daß die erstere lebendig und tausendmal durchdacht, der letztere erhaben und unumstößlich war, kannst Du wohl glauben, liebe Großmutter. Du wirst wohl wissen, wie gern man dem, den man innig liebt, alle nur erdenklichen Tugenden und vor Allem eine unerschütterliche Zuneigung zutraut, mag auch der Schein gegen ihn zeugen. O, ich war meines Otto so sicher und zählte Tage und Stunden bis zu dem Augenblicke, wo ich durch Zufall erfuhr, daß sein Urlaub zu Ende war, und daß er nun zurückkommen würde. Inzwischen lachte und scherzte ich gleich einem Mädchen, welches nur für den Augenblick lebt und denkt; aber in der Tiefe des Herzens stand Otto's Bild unerschütterter und keine Sekunde des Tages, im Wachen und im Traume, ging vorüber, die mich nicht an ihn erinnert hätte.

Noch war die eigentliche Ballzeit nicht da und mein Herz gerieth stets in kurzen Galopp, wenn man vom ersten Amaranthenballe sprach, bei dem ich meinen Eintritt in die große Welt feiern und zugleich dem ersten ordentlichen Ball in meinem Leben beiwohnen sollte. Diese erste Zusammenkunft der Amaranthe wurde jedoch von Woche zu Woche — und zwar, wie man sagte, bis zur Ankunft der Frau von Stael, die man noch immer erwartete — verschoben. Ich freute mich unendlich über diesen Aufschub, nicht daß ich nicht — wie wohl zitternd — diesen großen Tag erwartet hätte, sondern weil ich hoffte, daß Otto bis dahin wiederkommen sollte. Ja, Deine arme Ottilie war thöricht genug, den lieben Gott innig zu bitten, daß sie von Otto in alle Zauberkreise des Walzers geführt werden möchte. Aber er strafte mich auch hart genug für diesen eiteln Wunsch.

An einem schönen Tage erfuhr ich drei Neuigkeiten, von denen mir eine immer mehr ans Herz griff, als die andere: — Frau von Stael war angekommen — die erste Versammlung der Amaranthe war für den nächsten Sonnabend

bestimmt — und die schlimmste — Otto hatte (wie man sagte) um einige Wochen Verlängerung seines Urlaubs nachgesucht! — Ich hätte unter dieser Last erliegen mögen. Alles andere hätte ich ertragen können; aber daß er selbst freiwillig seine Abwesenheit verlängern konnte, das war etwas Niederdrückendes, Schmerzliches, das zerstörte mit einem Male alle meine Lustschlösser, alle meine süßen Träume und Hoffnungen, das machte meine Seele für bittere, kummervolle Gedanken zugänglich. Verzweifelt warf ich mich in Melida's Arme und vergoß heiße Thränen. Aber Melida fragte mich eben so wenig nach der Ursache meines Kummer's, als ich mich im Stande fühlte, mein Gelübde gegen Otto zu brechen, so daß ich auch den Trost nicht hatte, meinen Schmerz in dem Busen einer Freundin niederlegen zu können.

Der Winter begann nun sein Hofkleid anzulegen und Tante und Onkel beschloffen, in der laufenden Woche ihre große Wohnung in der Königsstraße zu beziehen, die schon lange, von Allem, was der Luxus fordern kann, glänzend und schimmernd, zu der großen Winters

campagne auf dem weiten Schlachtfelde des Gesellschaftslebens bereit stand. Ich vermifste unendlich mein kleines Stübchen in Schönwik mit allen seinen reizenden Erinnerungen und die geringe Freiheit, dann und wann in den von gelbem Herbstlaube raschelnden Park hinzuzuspringen und unter den Blättern seiner Bäume theils die Erinnerung zweier unvergeßlichen Tage, theils einige Blümchen, deren hier noch immer einige verborgen waren, aufzusuchen. Jetzt war dieß Alles vorbei. Mein Zimmer in der Stadt war zwar fast eben so hübsch, wie das in Schönwik, aber es lag im dritten Stock und hatte keine andere Aussicht, als Himmel und Dach.

Unter meinen Bekümmernissen während dieser unvergeßlichen Woche war auch die, daß die arme Marie, die von Tage zu Tage trauriger und niedergeschlagener wurde, nun plötzlich ihren Abschied forderte und einige Stunden darauf das Haus verließ, nachdem sie gleichwohl weinend und fast verzweifelnd mir Lebewohl gesagt und mich gebeten hatte, sie, wenn sie in allzugroße Noth gerathen und sich an

mich wenden sollte, nicht von mir zu stoßen. Ich verstand zwar damals nicht, in welche andere Noth sie kommen könnte, außer in Krankheit, aber ich versprach ihr aufrichtigen Herzens, in einem solchen Falle all' das Wenige, was ich vermochte, gern für sie zu thun.

Während dessen beschäftigte ich mich mit meiner Ballkleidung früh und spät beständig. Die Tante wollte, daß ich äußerst gentil gekleidet sein sollte; ich hingegen war in diesem Punkte gleichgültiger, als man glauben sollte, und vielleicht hat selten ein Mädchen mit betrübterem Herzen, als ich, Rosen auf ihr Ballkleid geheset.

Endlich erschien der Tag, auf den ich mich so lange vorher und so sehr gefreut hatte, der mir aber nun beinahe zuwider geworden war. Ich kam mir in meinem seidnen Kleide, mit dem Florleide darüber, an dessen unterstem Saume ein Kranz von feinen blaßrothen Rosen schimmerte, wie ein Opferlamm vor. Ein ähnlicher Kranz wurde auch in meine braunen Locken geflochten und, als ich fertig war, sagte die Kammerfrau, welche mir von der Tante zugeschickt

worden war, um mich anzukleiden, daß keine Dame auf dem Balle so schön sei oder sein könne, als ich. Aber dasselbe sagte sie sicher auch zu jeder andern Dame, welche sie ankleidete; nicht wahr? — Glaubst Du nicht auch, liebe Großmutter? Ich zitterte vor Angst, als wir aus der eleganten Equipage des Onkels stiegen, und konnte das hellerleuchtete, großartige Portal, an dem wir hielten, nicht ansehen, ohne mich an jenen ersten Abend zu erinnern, wo mir ein ähnliches bei unserer Ankunft in Schönwik in die Augen fiel.

„Zerreiß Dir nicht etwa Dein Kleid!“ — warnte mich die Tante, als ich mechanisch aus dem Wagen sprang, ohne eigentlich zu wissen, was ich that. Aber diese Erinnerung war sehr nöthig, denn sonst würde ich mein Kleid gewiß auf der Treppe zerrissen haben, weil ich wirklich nicht mehr Besinnung hatte, als nothwendig dazu gehörte, zu gehen, der Tante auf dem Fuße nachzufolgen und ihr hier und da ein Stäubchen vom Mantel oder Kopfsputz abzunehmen. Ich begreife jetzt noch nicht, warum ich mich eigentlich so sehr fürchtete; dages

gen weiß ich recht gut, warum ich betrübt und niedergeschlagen war.

Wir kamen ziemlich zeitig. Die Tante mußte mit dem Großmeister des Amaranthenordens, dem Grafen d. I. G., sprechen und zu meinem Glücke entdeckte ich unter den Damen, welche bereits angekommen waren, Meliden und Emilien. Sie saßen in einem Nebensaale, wohin wir wegen meiner bevorstehenden Aufnahme ebenfalls geführt wurden. Zitternd vor Furcht und Kälte trat ich zu ihnen. Emilie begann sogleich eine unerträgliche, lautgeflüsterete Musterung meines ganzen Anzugs; aber Melida, welche mich zittern und einmal über das andere die Farbe wechseln sah, flüsterte mir leise zu:

„Fasse nur Muth, Ottilie! Du hast ja nichts Böses gethan! Warum soll man zittern und ängstlich sein, wenn man ein reines, gutes Gewissen hat? Glaube mir, die Menschen verdienen es wahrlich nicht, daß man vor ihrem Anblicke bangt und zittert. Wie willst Du vor Gott stehen, wenn Du Dir von Deines Gleichen so sehr imponiren läßt? Sieh Dich unbesorgen um! Es ist weit besser, in großen Ges

gesellschaften sich aus Ueberzeugung, als aus Gewohnheit ruhig zu fühlen, denn in der Gewohnheit liegt eine gewisse Abhärtung, keineswegs aber das Gefühl eignen Werths, welches man haben muß, um wahrhaften Muth zu besitzen.“

Nie hatte Melida so viel zu mir gesprochen und nie hatten Worte eine bessere Wirkung. Ich sah mich um und erblickte eine Menge andere junge Mädchen, theils still und furchtsam wie mich, theils unbefangen heiter und fröhlich, theils eingebildet und vorlaut, theils durch affectirtes Lachen und auffallende Bewegungen die Aufmerksamkeit der Uebrigen auf sich zu ziehen suchend. Pauline saß nicht weit von uns und war wie gewöhnlich von einem Haufen junger Männer umgeben. Sie fixirte mich vom Kopf bis auf die Füße, ohne sich darum zu kümmern, daß mich diese Musterung verletzte, und antwortete mehreren jungen Herren, welche sich bei ihr erkundigten, wer ich sei: „ein junges Mädchen vom Lande.“ —

„Wer wird Dich denn einführen? — Wer führt Dich ein? — Hörst Du, Ottilie, wer Dich

einführen wird? — Antworte doch! — Wer führt Dich ein?“ —

So wisperte Emilie fortwährend auf mich los, mich mit dem Arme anstoßend, während Melida mit mir sprach. Ich hatte Emiliens Frage zwar gehört, aber keine Minute daran gedacht, bis Melida schwieg und Emilie nach kurzem Schweigen wieder fragte:

„Wer soll Dich denn einführen, Ottilie?“ —

„Ich verstehe wahrhaftig nicht, was Du meinst“ — antwortete ich, da man unterlassen hatte, mich im Voraus einigermaßen über die Gebräuche und Geheimnisse des Ordens zu unterrichten.

Melida erklärte mir nun Emiliens Frage und ich antwortete der Letzteren lächelnd, daß ich meine Einführung dem Schicksal überlassen müsse; heimlich aber dachte ich sogleich an Otto und seufzte bei diesem Gedanken tief und wehmüthig. Aber tausend verschiedenartige Gefühle regten sich in mir, als Emilie gleich darauf sagte:

„Dein Cousin Otto ist ja nun angekommen; er könnte Dich einführen?“ —

„Ist er angekommen?“ — fragte ich mit der größten Lebhaftigkeit, setzte aber gleich darauf so langsam und ruhig, als ich vermochte, hinzu:

„Nein, das kann nicht möglich sein, davon müßte ich doch auch etwas wissen.“ —

„Ja so,“ — erwiderte Emilie gleichgültig — „mir war's, als ob es Jemand gesagt hätte.“ —

Solche trügerische Freudenbilder sind gefährlich; man fühlt nach denselben seinen Schmerz nur um so tiefer. So auch bei mir. Stumm saß ich da, in meine Gedanken vertieft und meine Hoffnungen wägend, als Melida meine Hand sanft drückte und leise sprach:

„Laß das! denke an etwas Anderes! Sieh nicht so zerstreut, so geistesabwesend aus, liebe Ottilie! Sieh dort steht Dein wahrer Freund, der Baron Edward H\*\*, und blickt Dich an! Ich wollte Dir wünschen, daß er Dich einführte!“ —

Ich blickte schnell auf; mir gerade gegenüber stand Edward und fixirte mich scharf.

Dieß pflegte er jetzt immer mehr, immer öfter, zu thun und — sonderbar genug — ich fühlte mich durch seine Blicke nie verlegen oder belästigt, sondern erwiederte sie dann und wann mit einem gutmüthigen freundlichen, Lächeln. Dieß that ich auch jetzt, worauf er sogleich zu uns trat. Seine erste Frage war: — wer mich in das Heiligthum einführen würde“ — und die andere: — „ob er diese Rolle übernehmen dürfte?“ —

„Siehst Du, nun hat ja Melida ihren Willen!“ — sagte die unbedachtsame Emilie halblaut, aber doch so laut, daß es Edward hörte. Der flüchtige Blick, den er Meliden darauf zuwarf, war so sprechend und voll Dank und Wohlwollen, daß wir alle drei darüber errötheten. Melida vertraute mir später, daß dieser unbedeutende Umstand Veranlassung zu dem Freundschaftsbündniß war, welches diese beiden edeln, guten Wesen jetzt — und wahrscheinlich auch immer — verbindet.

Um uns aus unserer Verlegenheit zu reißen, wandte sich Edward inzwischen auf den ersten besten Gegenstand der Unterhaltung, der ihm

einfallen mochte — und dieß war Frau von Stael. Ich hatte sie fast vergessen, aber in diesem Augenblicke erwachte meine ganze Neugierde wieder und Edward erzählte uns nun, daß man sie eben erwarte, daß der ganze große Saal mit Menschen gefüllt sei, und daß es sehr amüsant wäre, bei den einzelnen Gruppen vorüberzugehen und die ungleichen und ergötzlichen, bisweilen sehr sonderbaren Urtheile zu hören, die über das neue, große, sehnsüchtig erwartete „Himmelszeichen“ gefällt würden. Mehrere andere bekannte junge Herren traten nun zu uns und ich hörte mit Bewunderung, daß man bei weitem mehr mit Spott, als mit Enthusiasmus von der erwarteten berühmten Frau sprach. Der Kammerjunker von P\*\*, ein großer Kritiker und Satyriker, versicherte uns, daß alle bejahrten Damen und viele dergleichen Herren nichts weniger als zufrieden mit der Ankunft der Frau von Stael wären. Er behauptete, daß sie jetzt alle mit halb offenem Munde dastünden und mit Schrecken die Ankunft derjenigen erwarteten, die sie Alle total verdunkeln würde. Er ahnte nichts Gutes von dieser überlegenen Ueberlegung.

„Sie sehen Alles mit Schrecken voraus,“ — sagte er, — „daß in allen Zirkeln, welche Frau von Stael besuchen wird, Niemand außer ihr das Wort führen, und daß keine Gesellschaft den geringsten Anspruch auf Auszeichnung haben wird, wo sie -- des Tages größtes und des Winters vornehmstes „Gestirn“ — fehlt. Jetzt schwagen sie“ — fuhr er fort — „mit verdoppeltm Eifer in Erwartung des Zauberschlags, der plötzlich jede Zunge lähmen wird.“ —

Wir lachten herzlich über seine Aeußerungen und Jedes von uns überließ sich den Ideen, die wir uns von der geistreichen feinfühlenden Verfasserin der Delphine und Corinna gebildet hatten. Gerade als wir uns lebhaft mit diesen Einbildungen beschäftigten, wurden die Flügeltüren aufgerissen und Frau von Stael, von dem artigen Großmeister geführt, trat herein. Aber, o weh! Eine Illusion verschwand sogleich! Man fand keinen Zug der Corinna oder Delphine an ihr. Sie war eine corpulente Frau, sehr ramassirt, ohne Zeichen von Grazie in ihren Bewegungen, mit einem stets nach hinten übergebeugtem Haupte, als ob sie mit ihren

geistreichen, glänzenden Augen das Dach durchdringen wollte. Daher schien es auch zu rühren, daß ihr Mund stets halboffen stand, auch wenn sie nicht sprach — was jedoch — beiläufig bemerkt — nicht oft der Fall war. Von ihrer Kleidung zog fast nur ein schwerfälliger, dicker, bunter Turban die Aufmerksamkeit auf sich, den sie um den Kopf auf eine Art gewunden hatte, daß er fast im Nacken saß, und in welchem, wie der Kammerjunker von P\*\* versicherte, ihr ganzes Genie lag, „ganz wie in einem Bündel.“ Ihre Tochter Albertine war das ungenirteste, natürlichste und muthwilligste Mädchen, das ich jemals gesehen habe, obwohl diese drei Dinge von dieser Zeit an stark en vogue kamen. In meinen Augen war sie sehr hübsch, obgleich sie ganz dunkelrothes Haar und sehr viel Sommersprossen hatte; aber ihre Haltung und alle ihre Bewegungen waren sehr einnehmend. Ihre Kleidung war sehr einfach und nichts weniger als elegant. Sie war mehr drappirt, als angekleidet und, so oft ihr eine von diesen Drappereien von den Schultern herabfiel, stand Mr. Rocca bereit, sie wieder aufzunehmen, oder wenn

das Haar herabfiel, es wieder aufzustecken. Beide Theile waren eingetreten, bevor wir noch den Nebensaal verlassen hatten. Ich war so verwirrt über den Anblick der ganzen Staelschen Familie — denn außer ihrer Tochter und ihrem Attaché, Mr. Rocca, hatte sie auch ihre beiden Söhne und einen gewissen Herrn Schlegel bei sich — daß ich kaum Zeit gewann, an meine eigne Angst wegen der bevorstehenden Aufnahme zu denken. Ein andermal werde ich vielleicht von dem älteren Baron Stael und von Herrn Schlegel sprechen; jetzt fiel mir aber bloß der jüngere auf, der in der That mehr wie ein Narr aussah, obwohl er dieß wirklich keineswegs ist.

Ich war kaum im Stande, das Gelächter über alle die lächerlichen Vorbereitungen und Zurüstungen zu der bevorstehenden Feierlichkeit zurückzuhalten. Zuletzt hielt Frau von Stael eine sehr schöne Rede an — den Ordensceremonienmeister, den alten ehrwürdigen Olle Malmgren, mit dem Du in Deiner Jugend so oft getanzt hast, liebe Großmutter! Ich sollte Dir eigentlich die Ordensgeheimnisse nicht verrathen,

aber da ich weiß, daß Du keinen schlimmen  
 Gebrauch davon machst, so muß ich Dir anver-  
 trauen, daß ich in ein kindisches Lachen aus-  
 brach, als man anfing, an die Thür zu klopfen,  
 wie Du in meiner Kindheit den alten Brolander  
 thun liehest, wenn er am Weihnachtsheiligens-  
 abend als Knecht Rupprecht agirte. Ich glaubte  
 steif und fest, etwas Aehnliches zu sehen, als  
 man nach dem Ausrufe: „Es klopft wie Ama-  
 ranth!“ — schnell die Thüren öffnete und wir  
 Alle, die wir aufgenommen werden sollten, paar-  
 weise unter einem Festmarsch mehrere Male in  
 einem schön erleuchteten, prachtvoll geschmückten  
 Saale ringsumher gingen, durch mehrere Reihen  
 elegant gekleideter Herren und Damen, die uns  
 scharf und prüfend fixirten. Für mich, nouvelle  
 débarquée que j'étais, war dieß blendend und  
 fast verwirrend; allein ich glaube kaum, daß es  
 denselben Eindruck auf Frau von Stael machte.  
 Sie schien wenigstens nicht im Geringsten be-  
 klommen, denn sie blickte feck und freimüthig  
 um sich und während des Marsches flüsterte der  
 Kammerjunker von P\*\*, der dicht hinter uns  
 ging, dem Baron Edward zu:

„Sieh die Sängerin der Corinna! Jetzt wendet sie den Kopf, jetzt fängt sie schon an, Materialien zu ihrem neuen Roman: „Maja Lisa ou la Suède“ zu sammeln, der eigentlich der Zweck ihrer Reise hierher sein soll!“ —

Die Satyre war beiend und für das Nationalgefühl verlegend, für mich aber dennoch sehr wohlthätig. Ich hatte mich vorher furchtsam, geblendet und durch meine Unbedeutenheit gewissermaßen gedemuthigt gefühlt; allein jetzt fing ich an, mich der Worte Melida's zu erinnern und daran zu denken, daß sich viel Kleinlichkeit, viel Thorheit, viel unächte Vergoldung um mich herum fand, vor der ich keineswegs die Kniee zu beugen, oder Muth, Vernunft und alle Besinnung zu verlieren brauchte; daß ich mich zwar unter den Großen, keineswegs aber unter den Größten der Welt befand; kurz daß es sich hier um ein weltliches, eitles Vergnügen und nicht um ein Urtheil über Leben und Tod handelte, dessen Vorgefühl mich bei meinem ersten Eintritt in den Saal uberschlichen hatte. Ich faßte wieder Muth, erhob das Haupt und sah mich um. Eben standen wir vor dem

Ordensgewaltigen unter seinem Baldachin; eben richtete der Herr Graf und Großmeister die gefährlichen Fragen an uns; und nun machte ich die Bemerkung, daß es sehr bequem für mich war, zugleich mit der Frau von Stael und Comp. aufgenommen zu werden, denn kein Mensch achtete auf uns Andern, und Gott mag wissen, ob ich auf diese Fragen antwortete oder nicht; aber das weiß ich, daß ich mich zunächst hinter Frau von Stael in das große Ordensbuch einschrieb, und daß ich, wie verwirrt ich auch war, doch bemerkte, daß sie darin ihr Alter nicht angab, während ich meine siebzehn Jahre, die ich noch nicht einmal völlig erfüllt hatte, mit einem gewissen Stolz einzeichnete.

Während meiner Bangigkeit hatte ich die Hand meines guten Führers oft gedrückt und eben so oft hatte er mir durch dieses kleine Zeichen von Theilnahme und Wohlwollen wieder Muth eingefloßt. Nun begann die Anglaise! Ich tanzte sie mit meinem Führer, wie sichs gebührt. Dicht neben uns tanzte der jüngste Baron Stael und ich erhielt nun Gelegenheit, seine lange, zwar nicht häßliche, aber merkwür-

dig ungeschickte Person zu betrachten. Mein Anzug und meine armen Rosen schwebten vor ihm in beständiger Gefahr, denn er tanzte in seiner vollen kriegerischen Rüstung, die er, wie man sagte, erst eine halbe Stunde vor dem Anfange des Balls vom Schneider erhalten hatte. Bei unserm schwedischen Gardehusarenregiment angestellt, führte er in der Anglaise dessen ganzen kriegerischen Schmuck — das Pferd ausgenommen — mit sich und war gerüstet, als ob er zum Sturm gegen die feindlichen Reihen gehen wollte, nachdem seine treue Rosinante durch eine feindliche Kugel unter ihm getödtet worden war. Mit der Mütze — unter dem Arme, mit dem Säbel, dem Cartouche, der Säbeltasche und nicht daran gewöhnt, Sporen zu tragen, rauschte er in der Anglaise dahin und wir Damen fürchteten ihn mehr, als wenn eine Windmühle hereingekommen wäre und uns mit ihren Flügeln umfaust hätte. Wenn ich nur diesen Abend lebendig vor Dich hinzaubern, wenn ich Dir nur dieses Gemisch von Neugierde, Verwunderung, Erstaunen, Entzücken, Spott und Lachen, welches diese ausländische Familie bei

den verschiedenen Individuen erregte, und worüber man alles Andere vergaß, recht lebhaft malen könnte! Aber wie bei jeder andern Erscheinung, ward man endlich auch müde sie anzuschauen, und nachdem diese Fremdlinge während der Aufnahme und bei der Anglaise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, theilten sie dieselbe später mit mehreren andern Gegenständen. Ich für meine Person muß offen gestehen, daß mich Schüchternheit, Furcht einen Mißgriff zu begehen, Angst, daß ich als Neueingeführte überall, wohin ich mich wandte, neugierig auf mich gerichteten Blicken begegnete, und endlich der Kummer über alle meine — größeren und kleineren — zerstörten Hoffnungen in Bezug auf Otto, weniger, als vielleicht die meisten Andern, für den Eindruck empfänglich machte, den Frau von Stael und ihre Familie im Allgemeinen hervorbrachte. Während der ganzen langen Anglaise sprach ich ununterbrochen mit meinem Partner und bei jeder Begegnung, die wir mit einem Bekannten hatten, wurde eine mehr oder weniger bemerkenswerthe, stets aber komische Bemerkung über des

Abends großes Wunder gemacht. Ermattet vom Herabtanzn bei der Anglaise zerstreute ich meine Schüchternheit und meine düstern Gedanken durch die Unterhaltung mit dem guten, liebenswürdigen Edward S\*\*. Allein bald kam die schreckliche Zeit, wo ich mich wieder abmühen mußte, denn was kann wohl unangenehmer sein, als wenn man, nachdem man kaum aus der Tanzreihe hinausgetanzt hat, abgespannt und ermattet sich wieder zu dem kleinen Plätzchen durchdrängen muß, von welchem man die Tour begonnen hat. Da Emilie meine linke Nachbarin war und bei allen Gelegenheiten, wo sie sich hervordrängen oder Jemandes Aufmerksamkeit erregen wollte, ihre Ellenbogen sehr sprechend zu gebrauchen wußte, erhielt ich von ihr beständige fatale Erinnerungen, mich aufzurichten und dahin oder dorthin zu blicken. Als wir endlich unsere Plätze beinahe erreicht hatten und ich eine lange Weile mit gesenktem Haupte und mit den Gedanken von Allem, was mich umgab, weit entfernt dastand, fühlte ich plötzlich Emiliens Ellenbogen schärfer als vorher und hörte zugleich den Ausruf:

„Steh auf, gerade vor Dich hin! Da steht ein Bekannter, der Dich schon lange hat begrüßen wollen!“ —

Aber nun, liebe Großmutter, fordere keine Schilderung, sondern denke Dich nur in mein Herz, und Du wirst wissen, was ich fühlte, als ich plötzlich hinter den Reihen der Tänzer Otto's hohe, schöne Gestalt erblickte! Er grüßte mich; aber ich blieb unbeweglich und vermochte nicht das kleinste Lebenszeichen zu geben. Der ganze Saal war für mich leer oder dunkel. Ich sah nur Otto und den wehmüthigen Blick, den er auf mich richtete und der seinen Zügen einen ganz neuen, bezaubernden Ausdruck verlieh. In diesem Augenblicke kam ein herabtanzendes Paar. Der Cavalier reichte mir artig die Hand, seine Dame und Edward standen wartend da. Ich sah und fühlte nichts. Endlich bemerkte ich, daß mich Jemand von hinten sanft am Armel meines Kleides zupfte. Ich wandte den Kopf mechanisch auf die Seite. Melida saß hinter mir.

„Versäume Dich nicht; sieh doch, wie man dasieht und auf Dich wartet!“ — sagte sie sanft

und nun erst besann ich mich, wo ich war und was ich thun sollte.

„Fehlt Ihnen etwas, Fräulein Ottilie?“ — fragte Edward mit bekümmertter Miene während der Promenade.

„Mir?“ — antwortete ich. — „O nein, ich befinde mich besser, als je!“ —

Er sah mich verwundert an.

„Das möchte ich kaum glauben,“ — bemerkte er. — „Seit einigen Minuten ist eine sonderbare Veränderung in Ihren Zügen vorgegangen. Ich stand gerade und betrachtete Sie mit Aufmerksamkeit, als — — —“

Jetzt, liebe Großmutter, schilt mich nicht in meinem Grabe, wenn ich Dir alle meine Fehler bekenne! — Ich war nun hart, undankbar und unartig genug, dem guten, liebenswürdigen Edward spitz ins Wort zu fallen und ihm mit Achselzucken zu antworten:

„Ja, mein lieber Baron! Warum stehen Sie aber auch da und sehen mich an? — Das belästigt mich stets!“ —

Er verstummte. Die Promenade war zu Ende und ich stand wider neben Emilien. Aber

unterdessen hatte sich Otto, per fas et nefas, eben dahin gelotset.

„Unterthänigster Diener, meine gnädige Cousine!“ — sprach er. Als jedoch Emilie wieder fortgetanzt war und er sich von Niemandem, außer von mir, gehört glaubte, setzte er hinzu:

„Engel, bist Du zum Walzer engagirt?“ —

Nun, liebe Großmutter, habe ich Dir Bekennnisse zu machen, eines immer schwerer, als das andere. Glaubst Du es wohl, wenn ich Dir sage, daß ich in dieser Stunde, in diesem Augenblicke unvernünftig und kindisch genug war, Gott, dem großen allwissenden Gott, dafür zu danken — daß ich mich zufällig noch nicht für den Walzer versprochen hatte? — O, meine gute würdige Großmutter, Du dachtest wohl nicht, als Du mein junges Herz daran gewöhntest, immer und in allen Fällen zuerst an den Allvater zu denken, daß ich dieß auch bei Dingen thun würde, wo es fast sündlich zu nennen war! Aber in meinen Augen war es dieß in diesem Augenblicke nicht. Mein sehnsüchtigster irdischer Wunsch ward mir plötzlich und unerwartet erfüllt, und mein erster Gedanke

war Dankbarkeit gegen den guten, innig guten Gott. Während meines kurzen Dankopfers war mein Blick unwillkürlich gen Himmel gerichtet; als er sich wieder zur Erde senkte, begegnete er zwei andern zu gleicher Zeit, Otto's noch wehmüthigerem und seelenvollerem und Melida's bekümmertem und leise lächelndem Blicke. Als ich die Augen abwechselnd auf ihn und auf sie heftete, bemerkte er sie erst, denn er stand so, daß er nicht leicht hatte bemerken können, wie nahe sie ihm saß. Nun machte er eine hastige kalte Verbeugung, wiederholte seine Frage noch einmal im Salontou d. h. — „kann ich die Ehre haben, mit meiner gnädigen Cousine zu walzen?“ — und als ich hocherröthend seine Frage bejahte, entfernte er sich.

Nun, Großmutter, nun war ich nicht mehr die zur Erde blickende Ottilie. — Was doch die Freude und die reine, erhabne Liebe für ein Sonnenlicht über die gewöhnlichsten Züge verbreitet! — Von diesem Augenblicke an, ja, erst von diesem an, hörte ich (werde nicht böse, liebe Großmutter, über meine thörichte Prahlerei, erinnere Dich, daß Du sie nie wieder hören wirst)

hörte ich von mehreren Seiten den Ausruf: „Wer ist denn das Mädchen mit der Rosenquirlande? — Sie ist sehr schön! — Sie ist ungemein lieblich! — Eine wahre Schönheit! — Ein wirklicher Magnet!“ — u. s. w. Gott mag wissen, was wir Mädchen für Ohren haben; dergleichen Dinge hören wir ganz vortreflich. Ich glaube, daß wir sogar durch die Augen ein wenig hören. — Aber was wirst Du von Deiner Ottilie denken und sagen, liebe Großmutter, wenn ich Dir auch noch bekenne, daß mich diese lobenden Schmeichelworte unsäglich freuten! — Jetzt lohnte sich der Mühe, schön zu sein, gepriesen und gefeiert zu werden! Jetzt, da mein Otto es sehen und sich darüber freuen konnte! — So dachte ich. Ich vergegenwärtigte mir das Entzücken, welches ich stets fühlte, wenn man ihn lobte und rühmte, und glaubte, er müsse dasselbe fühlen, wenn von mir auf gleiche Weise gesprochen würde. Nun war aller Kummer, aller Gram wegen seines längeren Außenbleibens, alles Mißtrauen, Alles, Alles vergessen und ich fühlte nichts, nichts — als den höchsten Grad der reinsten Seligkeit.

Als die Anglaise zu Ende war, führte mich Edward ohne ein Wort zu sagen, zu Meliden, neben welcher ein Platz leer war. Er blieb einen Augenblick vor mir stehen, blickte mich an und schien in meinen Gesichtszügen nach dem Schlüssel zu der räthselhaften Veränderung zu suchen, die sowohl in meinem Innern, als in meinem Aeußern vorgegangen war. Nun begann es Engagements und Präsentationen zu regnen und meine Lippen waren in beständiger Bewegung durch die beständigen Erwiederungen: „Ja, ich danke!“ — oder: „Nein, ich danke!“ — In wenigen Augenblicken war ich für den ganzen Abend engagirt. Ich war ungemein verlegen über diesen Vorzug vor meinen beiden Nachbarinnen, Melida und Emilie, von denen mir die Letztere vorausprophezeit hatte, daß ich, wie sie auf ihrem ersten Balle, vom Anfange bis zum Ende „sitzen und auf meinen Lorbeern ruhen“ würde. Nur Einige von denen, die bei der Generalin aus und ein gingen, zogen Emilien auf. Edward H\*\* und einige Andere engagirten auch die gute, sanfte Melida, die jedes Engagement mit ei-

nem freundlichen: „Ja, ich danke ergebenst.“  
 — beantwortete, während Emilie trotzig und nonchalant den Kopf hin und her wiegte und jedes Engagment nur mit einem bejahenden Nicken beantwortete. Sie copirte ihre Schwester in allen Stücken; allein diese war schön, witzig und originell, wiewohl wahrlich kein Muster zur Nachahmung. Wie mußte nun da eine alberne, verunglückte, verpfuschte Nachahmung ausfallen!

Als die jungen Herren sich allmählig zerstreut hatten, um sich zum Walzer zu rangiren, wandte ich mich zitternd und mit niedergeschlagenen Augen zu Meliden und sagte, ganz verlegen über all' diese Erfolge:

„Wie soll dieß aber Alles gehen?“ —

Melida lächelte; aber Emilie erwiederte schnell und schneidend:

„Du sprichst, als wenn Du auf glattem Eise stündest. Was glaubst Du denn, was Dir geschehen soll? — Du denkst wohl gar, jeder der Dich engagirt hat, beabsichtigt auch, Dich zu entführen? —“

Es lag soviel Bittres in ihrem Ton, daß ich das Bedürfnis fühlte, Meliden anzusehen, um mich zu überzeugen, daß sie nicht ebenfalls böse auf mich war. Aber sie blickte mich freundlich lächelnd an, drückte mir herzlich die Hand und sprach leise:

„Es wird gut gehen, aber nimm Dich in Acht! Emiliens Ausdruck war weniger albern, als sie weiß, denn Du gehst jetzt wirklich auf einem sehr glatten Eise.“

Bei diesen Worten gab sie mir ein Zeichen, daß Jemand vor mir stände, — ich blickte auf — und Otto stand in einer wartenden Stellung vor mir, um mich zum Walzer zu führen.

Ich stand auf. Ich nahm seine Hand an. Ich folgte ihm. Aber wenn er mich plötzlich losgelassen hätte, würde ich ganz gewiß zur Erde gefallen sein, denn einige Augenblicke lang hörte und sah ich nichts. Ich war im Himmel, liebe Großmutter! Und — lächle wie Du willst — für mich gab es in diesem Augenblicke keine Freude des Himmels, die ich mit der Sonne hätte vergleichen können, mich

von Otto zum schwindelnden Walzer geführt zu wissen. Doch begannen wir den Walzer nicht sogleich; wir standen erst schweigend und still; aber sein Herz sprach in seiner Hand, in seinen Blicken, in seinen kurzen Athemzügen; ich glaubte es klopfen zu hören und zu sehen. O, wie selig war ich! Aber nun zum Walzer selbst!

Liebe Großmutter! Hast Du jemals mit dem Großvater oder mit Jemanden, den Du über Alles im Himmel und auf Erden liebtest, gewalzt? — Außerdem weiß ich wahrlich nicht, ob Du alle die himmlischen, süßen Gefühle fassen würdest, die jetzt in meiner glücklichen Brust wechselten. Ich war zugleich heiter, glücklich und zufrieden, und außerdem geschmeichelt und erhoben durch die Auszeichnung und das Aufsehen, das mir zu Theil ward. — „Je ne suis pas femme pour rien!“ — soll Frau von Stael irgend einmal gesagt haben; und diesen Ausspruch konnte ich jetzt auf mich anwenden, denn diejenige ist etwas Anderes, — vielleicht etwas sehr Gutes und Lobenswerthes —

aber kein Weib, welche gleichgültig ist gegen die Bewunderung und Huldigung der Männer.

Fast kein Wort wurde zwischen mir und Otto gewechselt. Unsere Herzen waren zu voll, so daß unsere Worte ein Nichts gegen das gewesen sein würden, was wir fühlten. Ich hatte keinen Walzer weiter, keine einzige Quazdrille für ihn übrig; als aber der Walzer zu Ende war, sprach Otto, indem er mich an meinen Sitz zurückführte, nichts als die zwei Worte: „Heute Abend!“ — Lange saß ich stumm und von dem Walzer träumend da; — aber nun ging noch eine neue Sonne an meinem Jugendhimmel auf! Die Thüren flogen auf. Man drängte sich zusammen. Man machte von allen Seiten Platz. Man hatte die Augen nur auf einen Punkt gerichtet. — Der hohe stattliche Kronprinz, \*) den ich früher nur durch Glas und Rahmen des Fensters gesehen hatte, trat feck und schnell, aber mit ruhiger Würde in seinen schönen Zügen, in den Saal. Ihm folgte der kleine liebliche Erbprinz, den ich in meiner

---

\*) Bernadotte, der Prinz von Ponte Corvo.

Jugendfreude hätte aufnehmen mögen, wie das kleine Mädchen im Königl. Garten. Aber hier galt es für la belle Ottilie still zu sitzen und sittsam und ehrbar auszu sehen, obgleich ich in meinem kindischen Freudenrausche vor Uebermaaß des Entzückens tüchtige Luftsprünge hätte machen mögen. Als der kleine Erbprinz bei mir vorüber ging, richtete er die Augen — ich weiß nicht gewiß — ob auf mich oder auf meine Rosen; aber ein flüchtiger, freundlicher Blick wurde zwischen uns gewechselt, dessen ich mich noch deutlich erinnere und den ich nie vergessen werde! Hinter den beiden Prinzen schritten ihre Cavaliere eilig her, unter ihnen der Regierungsrath Le Moine mit einer goldenen Brille und voll französischer Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, wenigstens in seinem Gange. Der Erbprinz tanzte die erste Quadrille nicht mit. Ich tanzte dieselbe mit unserm besten Tänzer, dem Baron S\*\*. Fräulein Stael und Graf B\*\* standen uns vis à vis. Rocca stand hinter ihr und sorgte für ihre Toilette; sie selbst figurirte muthwillig und ungenirt, wie sie bei Allem war, mit einem ungeheuer großen Hals-

bande von Gold oder Bernstein, welches sie fast bei jeder Figur spielend in den Mund nahm. Von dieser Quadrille an datiren sich unsere gewöhnlichen sechs Touren. Vorher hatten wir deren neun gehabt; aber Fräulein Stael hatte geäußert, es müsse „en horreur“ sein, auf diese Weise „un siecle“ mit einem und „un éternité“ mit einem andern Cavalier zu tanzen, und der artige, zuvorkommende Großmeister hatte sogleich drei Touren abgeschnitten und uns nur sechs übrig gelassen. Wir waren ihm jedoch dankbar dafür, denn es war eine der besten Reformen, welche damals gemacht wurden. Hat man einen langweiligen Partner, so sind sechs Touren vollkommen genug; hat man einen interessanten Cavalier, so sind neun Touren noch viel zu wenig; und mit unsern gewöhnlichen jungen Herren sind sechs gerade genug.

Mit wem ich die zweite Quadrille tanzte, weiß ich nicht mehr; ich war ganz damit beschäftigt, den Prinzen Oskar zu betrachten, der dicht neben mir mit Fräulein Stael tanzte und plauderte, und auf die lange interessante Un-

terredung zu hören, die Frau von Stael dicht hinter mir mit dem artigen aufmerksamen Großmeister führte, wobei mir jedoch Madme Pennegrenns alter schöner Spruch:

„Sprich, Betty, halte nicht die Zunge!“  
unwillkürlich einfiel.

Die dritte Quadrille sollte ich mit Baron Edward H\*\* tanzen. Er stand bereits neben mir und ich fühlte mich sehr unbehaglich bei seinem ernstern Schweigen, bei meiner Ahnung, daß er unzufrieden mit mir sei, und bei dem Rufe einer innern Stimme, daß er eigentlich ein Recht dazu hätte.

Ich muß daher zu meiner Beschämung bekennen, daß ich — als der Rittmeister von L\*\*, einer der Cavaliere des Erbprinzen, hastig vor uns trat, Edward wegen seiner getäuschten Hoffnung eine kurze und ein wenig satyrische Beileidsbezeugung machte und darauf kurz und gut erklärte, daß Seine Königl. Hoheit diese Quadrille mit dem gnädigen Fräulein zu tanzen wünschten — daß ich da (sieh nicht so böse, liebe Großmutter) außer aller andern Freude auch die fühlte, dem Tanz mit dem

guten Edward und seinen stumm-anflagenden Blicken zu entschlüpfen. Nun war ich im siebenten Himmel! Gott weiß es, was ich Seiner Königl Hoheit auf Ihre kurzen artigen Fragen an mich antwortete; aber etwas Sinnreiches mag es wohl schwerlich gewesen sein, denn ich war mit einem Male so heiter und von meinem unvermutheten Glück so geblendet geworden, daß ich Melida's treffliche Worte und Vorstellungen völlig vergessen hatte.

Nach dem Schlusse dieser Quadrille erstaunte ich nicht wenig, als die Oberstin Pauline, die fast nie mit mir zu sprechen, sondern mich nur mit kalten, gleichgültigen, moquanten Blicken anzusehen pflegte, auf mich zu kam, mich unterm Arme faßte und mich fragte, ob ich sie nicht ins Toilettenzimmer begleiten wollte. Erfreut darüber, daß ich ihr zeigen konnte, wie gern ich ihr gefällig zu sein wünschte, folgte ich ihr ohne Einwendung.

Als wir im Toilettenzimmer, welches eben völlig leer stand, angekommen waren, warf sie sich auf ein kleines Sopha, das recht gut Raum für uns Beide hatte, das sie aber ganz allein

einnahm. Mich ließ sie vor sich stehen und unterwarf mich folgendem Verhör, nachdem sie mir zuvor gesagt hatte, sie wäre so ermüdet, daß sie den nächsten Tanz aussetzen wollte; ich könnte ja dasselbe thun und meinem Cavalier, wenn er mich darüber zur Rede stellen sollte, die Antwort geben, daß ich mir ein Schuhband oder dergleichen festgebunden hätte. Ich wagte keinen Einwand gegen diese kleine Lüge zu machen, die eigentlich eine doppelte Unwahrheit enthielt, denn ich hätte gar zu gern mit dem eleganten athletischen Artilleriecapitain von A\*\*, mit dem ich für den nächsten Tanz engagirt war, getanzt. Aber ich opferte Beides, sowohl den Tanz, als die Wahrheitsliebe, damit der Sonnenschein von Gunst, den mir Pauline für den Augenblick zuzuwenden schien, nicht sogleich wieder verschwinden und dunkel werden sollte.

„Nennen wir uns Du, oder nicht, Ottilie?“  
— begann sie.

— „Das wird meine gnädige Frau Oberstin am besten wissen!“ — erwiderte ich.

„Ich erinnere mich nicht daran, ich habe

wirklich noch nie daran gedacht. Nun, liebes Mädchen, sind wir Schwestern oder nicht?" —

„Ja, in Christo, wie ich hoffe; außerdem nicht!“ —

„Es ist gut! Ich glaubte, Du würdest es besser wissen, als ich; und damit wir nun die Worte sparen, so kannst Du ja von nun an „meine gnädige Frau Oberstin“ weglassen.“ —

„Ich danke unterthänig! Du bist zu gut!“ —

„Nein, das bin ich keineswegs. Im Gegentheil! — Aber davon ein andermal. — Wie gefällt Dir's heute Abend?“ —

„Himmlich!“ —

„So! — Woher kommt das wohl? — Vielleicht daher, weil nun Dein Wunsch, die Frau von Stael zu sehen, befriedigt worden ist?“ — (Sie lachte bei diesen Worten ironisch.)

Verlegen mit einer Schärpe spielend erwiderte ich:

„O nein, nicht bloß deswegen! Aber gleichwohl hat dieß auch einen Reiz für mich!“ —

„Vielleicht weil Du mit dem Prinzen getanzt hast?“ —

„Nein, deshalb einzig und allein auch nicht, obwohl es mich sehr gefreut hat.“ —

„Nun, weshalb denn sonst?“ —

„Das Ganze, Alles, amüsirt und entzückt mich!“ —

„So! — Unendlich schmeichelhaft für das Ganze, von dem auch ich ein kleines, untheilbares Atom bin. Wie gefällt Dir Fräulein Stael?“ —

„Sehr! Sie sieht sehr hübsch! — Muthwillig, aber natürlich, witzig und unterhaltend!“ —

„Das kann ich nicht finden und der Kronprinz von Preußen hat es noch weniger gefunden. Weißt Du, was sie ihm sagte, als sie ihn mehrere Male angeredet und er immer bloß oui oder non geantwortet hatte?“ —

„Nein!“ —

„Sie gab ihm einen wohlverdienten leichten Schlag auf die Wange mit dem Ausrufe: „Petit morveux, qui ne sait pas seulement parler Français!“

„Ach, das ist wohl nur eine Fabel?“

„Point du tout! Ich habe es von Mehre-

ren erzählen hören. Weißt Du, was sie heute Abend zum Baron E\*\* gesagt hat?" --

„Woher sollte ich das wissen?" --

Sie hat ihm offen erklärt, daß sie, wenn sie hier in Schweden tanze es nur en imagination thue, und daß unsere feinsten Cavalieres für sie keinen andern Werth hätten, als te ou tel an Petersburg zu erinnern, daß sie aber Keinen hier gefunden hätte, der sie an Maisonsfort erinnerte." --

„Das arme Mädchen! -- Und diese unvorsichtige kindische Aeußerung hat sich schon so schnell verbreitet?" --

„Ja, es ist eine böse Welt, in der wir leben! (lachend) Soll ich Dir aber die Wahrheit gestehen, so denke ich eben so, wie sie. Thust Du es nicht auch?" --

„O nein, gewiß nicht!" --

! „So! Und wo hast Du dann Dein Maisonsfort, wenn man fragen darf?" --

Ich wurde blutroth bis in die äußersten Spitzen der Finger, ja, ich glaube, daß sogar die Rosen in meinem Haar und an meinem Kleide eine höhere, lebendigere Farbe erhielten,

denn Pauline blickte mich bei ihrer Frage scharf an und fuhr sogleich darauf fort:

„Das ist ja eine herrliche Röthe! Ganz wie ich mir die Ottomannische Pforte vorstelle, seitdem der Lieutenant L\*\* dieselbe auf erhaltne Ordre mit Bretern beschlagen und roth angestrichen hat.“ —

Ich brach in ein herzliches Gelächter über die sonderbare Ordre des Lieutenant L\*\* aus und freute mich, von der Frage Paulinens so guten Kaufs loszukommen. Allein Pauline ließ mich nicht so leicht entkommen.

„Warum erröthest Du denn so ungebührlich?“ — fragte sie.

„Liebe Pauline, ich weiß es wahrlich nicht! — Aber quäle mich nun nicht länger!“ — setzte ich hinzu und schlang die Arme um ihren Hals, theils weil sie so hübsch und einnehmend aussah, theils um meine Verwirrung zu verbergen.

„„Ich bin ein alter Dieb, beluchse mich nicht!““ — sagte der alte Bourdonnier, „und Du beluchsest mich ebenfalls nicht, meine Schö-

ne!“ — erwiderte sie, setzte sich auf und lachte herzlich, indem sie weiter sprach:

„Nun wollen wir hinausgehen und unsere Cavaliere wieder beglücken; vergiß jedoch das Schuhband nicht, denn die zu hintergehen, die uns zuerst hintergehen, das ist keine Sünde, sondern eine wahre Tugend; und Du kannst Dich darauf verlassen, daß sie Dich alle täuschen, Alle ohne Ausnahme, auch — — ja wer nun? — Möchtest Du den Namen gern hören? — Du stehst mit offenem Munde da, um desto besser zu hören; aber ich kann schweigen, wie ein Fisch! — Nun komm, ma belle!“ —

Bei diesen Worten öffnete sie die Thür und machte Miene hinauszugehen. Als ich jedoch in der Zerstreuung und in der Verwirrung, in die mich ihre Aeußerungen versetzt hatten, zuerst zur Thür hinausgehen wollte, hielt sie mich am Arme zurück und sprach:

„Bist Du verkehrt, petite morveuse! Denkst Du denn so ausschließlich an — — — ich weiß wohl, an wen — — daß Du vor mir herlaufen willst, vor einer Madame la Colonel-

le, wie mich der alte Graf F\*\* heute nannte?“ —

„Bergieb mir, meine süße, gute Pauline!“  
 — bat ich aufrichtigen Herzens und ohne den mindesten Verdruß über alle die Stichelworte, die sie auf mich hatte hageln lassen, — denn sie waren alle in einem scherzhaften, heitern Tone gesagt worden, in welchem ich einen hohen Grad von Güte und Zuneigung für mich verborgen glaubte. Ich kurzfristige Thörin!

Mit der Beschreibung des übrigen Theils vom Balle verschone ich Dich. Was ich Dir aber gestehen muß, ist das: — daß ich noch einmal so eitel, zweimal so muthig in Gefahren, dreimal so schlau und klug und tausendmal so glücklich den Ball verließ, als ich ihn betreten hatte. Otto hatte nur wenig mit mir gesprochen; aber desto mehr hatten wir Blicke gewechselt, so oft dieß unbemerkt hatte geschehen können. Er hatte jetzt einen ganz andern Ausdruck, als früher. Er war bei weitem nicht mehr so fröhlich und sorgenlos, wie vordem; eine wehmüthige, düstere Wolke schwebte dann und wann auf seiner Stirn, und in seinem

Blick lag bisweilen etwas so Leidendes und Bekümmertes, daß es bis ins Innerste meines warmen Herzens drang. Du darfst aber nicht etwa glauben, daß durch diesen Ausdruck meine Liebe zu ihm vermindert wurde. Wen man so unendlich liebt, den will man tausendmal lieber leidend vor Liebe, als die Liebe über der Freude vergessen sehen. O, was ist doch die Liebe für ein feindseliges Gefühl! Es ist kaum verzeihlich, seinem Feind ein Leiden zu wünschen, noch weniger aber dem, den man liebt. Und doch ist es so! Otto's Behmuth war eine neue Quelle von Seligkeit für mich.

Als wir hinunter zu unserm Wagen gingen, kam uns Otto eilig hinterher und fragte, ob er mit uns fahren dürfte. Wir saßen auf dem Vordersitze neben einander, aber wir wechselten kein einziges Wort, denn die Tante fing nun an, sich über Otto's Ankunft zu freuen und der Onkel sprach von meinem Triumph, wie er diesen ganzen Abend zu nennen beliebte. Doch Otto's Hand, welche die meinige heimlich und unbemerkt drückte, gab Allem, was er nur im Allgemeinen zu sagen schien, für mich eine sehr

gewichtige Beziehung. Aber nun, liebe Großmutter, sollst Du auch erfahren, wie sehr das Leben in der großen Welt und die Kenntniß von den Anforderungen derselben bereits auf Deine Ottilie gewirkt hatten. Als wir aus dem Wagen stiegen, war ich die letzte unter den Aussteigenden und Otto benutzte diese Gelegenheit, um mir schnell und unbemerkt zuzuflüstern: „Verschließe Deine Thür heute Abend nicht!“ — Aber eben so schnell und entschlossen erwiderte ich; — „Nein, ich werde sie gerade heute verschließen!“ — sagte darauf Allen gute Nacht, eilte die Treppen hinauf, lief in mein Zimmer, verschloß die Thür desselben und schob sogar den Riegel noch vor. Ich hatte diese Bitte Otto's beinahe erwartet und vor einigen Monaten würde ich wahrscheinlich darüber erröthet sein, aber dazu geschwiegen und — die Thür offen gelassen haben.

Otto wohnte in demselben Stock mit mir. Als er ein wenig später bei meinem Zimmer vorüber ging, rief er: „Gute Nacht, Du Engel!“ — „Gute Nacht, Otto!“ — antwortete ich und legte die Hand an den Schlüssel, blieb

eine Secunde ungeschlüssig stehen, zog sie aber hastig zurück, um nicht in Versuchung geführt zu werden. Otto schien dieß zu ahnen, denn er blieb eine Minute an meiner Thür stehen; dann aber sprach er: „Du bist ein Engel!“ — und ging still in sein Zimmer.

Noch nie habe ich dem Allvater mit so feuriger Andacht ein Dankopfer gebracht, als an diesem Abend im Vollmaasse der Seligkeit, die ich über Otto's Liebe fühlte. Den Ball, meine Ausnahme daselbst, meine zahlreichen eiteln Triumphe — Alles, Alles vergaß ich über dem einzigen Gedanken an Otto's Liebe. Auch an Dich, gute, würdige Großmutter, hatte ich nun Zeit und Ruhe zu denken. Ich malte mir den Tag, wo ich und er, knieend vor Dir, Deinen Segen aus Deinen zärtlichen Händen empfangen sollten. Ich weinte vor reiner Freude und lächelnder Hoffnung. Wohl störten mich zuweilen die Töne der Tanzmusik, die noch in meinen Ohren brauseten, wohl schwebte noch dieses oder jenes Bild des verflossenen Abends an meiner Phantasie vorüber, Melida's ernste und bedenkliche Worte, Edwards vorwerfende Blicke, Pau-

linens scherzhaftes, beunruhigendes Benehmen, Emiliens neidischer Verdruß, Frau von Stael mit dem „Geniebündel,“ der junge Baron in seinem kriegerischen Schmucke u. s. w.; aber dennoch schlief ich beglückt ein und wachte eben so beglückt wieder auf.

Otto ließ sich den ganzen Vormittag hindurch nicht sehen. Die Tante war ungewöhnlich gesund, heiter und gnädig.

Theilweise hielt ich mein glückliches Debüt für die Ursache davon; allein wahrscheinlich war es etwas ganz Anderes. Zu Mittage kam Otto, gerade als wir zu Tische gehen wollten. Wir dinirten an diesem Tage nur en famille und, sobald wir vom Tische aufgestanden waren, ging der Onkel zu seinen gewohnten überhäuften Geschäften, Otto ergriff ebenfalls seine Mütze und die Tante ging in ihr Zimmer, um ein Stündchen zu schlafen, bevor sie sich zu einer Cour bei der verwittweten Königin oder bei der Prinzessin Sophie Albertine — ich weiß wirklich nicht mehr, bei welcher von Beiden — ankleidete. Einsam blieb ich am Pianoforte zurück, spielte gedankenlos auf den Tasten und

verlor mich in Muthmaßungen über Otto, der mir von Neuem ein Räthsel zu werden begann, denn — so bald wir Beide mit seinen Eltern allein waren — richtete er fast nie ein Wort an mich und schien in Furcht zu sein, daß sie den unbedeutendsten, zwischen uns gewechselten Blick bemerken möchten.

So mochten ungefähr sechs bis acht Minuten vergangen sein, als die Thür leise aufging und Otto leise, auf den Fußspitzen schleichend, hereintrat, die Thür geräuschlos wieder schloß, sich unruhig im Zimmer umsah und, als er sich allein und sicher wußte, auf mich zuellte und mich mit krampfhafter Heftigkeit an sein Herz drückte, ungeachtet meiner (vielleicht nur schwachen) Versuche, mich seinen Armen zu entreißen.

„O, nun habe ich Dich wieder!“ — sprach er. — „Und jetzt, nur jetzt von meinem ganzen Leben bin ich glücklich!“ —

Ich dachte fast dasselbe; aber ich bat Otto'n sähentlich, ruhig zu sein und sich nicht so heftig, nicht so stürmisch zu benehmen. Er gab sich Mühe, meine Bitte zu erfüllen, und wir setzten uns vertraulich in eine Fensternische,

jedoch so, daß, wenn wir die leiseste Bewegung aus dem, vier Zimmer weiter liegenden Schlafkabinet der Tante hörten, Otto sogleich durch die nahe Thür retiriren konnte. Ich ging in diesen kleinen Plan ein, obgleich ich nicht recht einsah, was eigentlich für Böses darin läge, wenn die Tante herein käme und uns zusammen im Salon sitzen sähe. Doch äußerte ich diesen Einwand nicht, sondern befolgte Otto's Wunsch, ohne nach dem Grund desselben zu fragen.

O, wie glücklich waren wir nun, liebe Großmutter! In unserm Geschwätz fand sich zwar weder Sinn noch Verstand, aber eine reine volle Seligkeit. Er fragte mich viel über die Zeit, die indessen vergangen war, versicherte mir, daß ich während derselben doppelt schön und süß geworden sei und forschte mich wiederholt und immer wieder aus, ob ich ihm auch wahrhaft treu geblieben sei, oder ob etwa Edward H\*\*, oder der Kammerjunker von P\*\*, oder sonst Jemand sich in mein Herz eingeschlichen und dessen schnellern Schlag bewirkt hätten.

„O, Otto, wie kannst Du daran denken!“  
erwiederte ich. „An Dich — und nur an Dich

habe ich in jeder Minute Deiner langen, öden, ewigen Abwesenheit gedacht. Ich kann, ich werde niemals einen andern Mann lieben, als Dich, aber Dich liebe ich grenzenlos und für die Ewigkeit. — Warum fragst Du mich so? — O, mein Otto, mißtraue mir nicht so kränkend! Denke, wie verlegend für Dich, wenn ich Dir solche Fragen vorlegte, obwohl mir das Gerede der Leute wohl Veranlassung dazu geben könnte! Nein, ich vertraue Dir, denn ich weiß, wie ich selbst liebe!“ —

Er seufzte tief und stieß meine liebkosenden Hände heftig von sich.

„Liebst Du mich auch wirklich so sehr?“ — fragte er. — „Würdest Du mich nicht einem Andern, einem Reicheren, Schöneren, Besseren aufopfern?“ —

„Ach Otto! — Wo ist wohl ein solcher? — Für mich nirgends in der Welt!“ —

„Aber, wenn ich arm, ohne Namen, zu der niedern Volksklasse gehörig, von Deines Gleichen verachtet wäre, was würdest Du dann thun?“ —

„Ich würde Dich lieben und Dir folgen, wohin Du nur wolltest.“ —

„Aber wenn ein Anderer, reich und mit allen Vorzügen der Welt geschmückt, zu Deinen Füßen läge?“ —

„Ich würde ihn bedauern und ihn liegen lassen!“ —

„Aber wenn Du Dich unbedachtsam einem Andern verlobt hättest, ehe Du mich liebtest?“ —

„Pfui, Otto, wie kannst Du Dir nur so etwas Abscheuliches denken?“ —

„Gott im Himmel!“ rief er und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. — „Man ist doch zuweilen mehr Tiger als Mensch!“ —

Indem glaubten wir eine Bewegung vom Nebenzimmer her zu hören. Otto eilte hinaus und ich blieb allein.

Daß er mich liebte, das sah ich, das fühlte ich, das athmete ich mit der Luft ein. Mehr wünschte ich nicht. Seine Liebe sah ich als Bürgschaft für das Glück meines ganzen Lebens an, daher wurde durch solche Aeußerungen Otto's, die auf einen schweren, inneren Kampf deuteten, mein schlummerndes Mißtrauen keines-

wegs erweckt. Ich glaubte, daß dieselbe von ungleicher Laune, Spielverlust und dergleichen herrührten, und bot alles Mögliche auf, um ihn zu beruhigen und zu erheitern.

Mehrere Wochen verstrichen auf diese Weise. Otto bat mich oft, aber stets vergebens, um Zutritt in mein Zimmer; dagegen trafen wir uns desto öfter, wiewohl stets nur auf kurze Augenblicke, unten im Salon. Dann fühlten wir uns so überglücklich, daß wir nur selten Zeit gewannen, über irgend Etwas zu sprechen oder zu überlegen. Außer diesen Stunden waren wir wie wildfremde Menschen gegen einander. Die Tante schien uns zwar nicht sehr zu hüten; aber Otto war entsetzlich vorsichtig, daß wir uns nicht gegen sie verriethen. Das Letztere galt auch vom Onkel.

In unsern gewöhnlichen Zirkeln hatte ich nun niemals Ruhe vor allen den jungen Männern, die mich mit tausend Fragen und tausend Possen unaufhörlich bestürmten. Man schien von nun an die Huldigungen zwischen mir und Paulinen zu theilen; aber Letztere hielt sich in der Gesellschaft stets von mir entfernt und, wenn

Otto einmal aus ihrer Umgebung entwich, so wußte sie ihn auf irgend eine feine Manier stets wieder dahin zu locken, und ließ ihn nie ganz aus ihrem Gesichtskreise. Gegen mich war sie bald spitz und kalt, bald griff sie mich mit ironischem Scherz an; zuweilen hingegen war sie unwiderstehlich einnehmend und anziehend. Mit Meliden stand ich auch auf einem sonderbaren Fuße. Je weniger ich mit ihr zusammen kam, desto zurückhaltender und stiller ward sie gegen mich. Emilie blieb sich beständig gleich und das ist — Gott weiß es — kein Lob. Fräulein Manna sah man nur selten. Pauline behauptete, daß sie auf einem Haufen poetischer Eyer säße, welche bis zu Weihnachten ausgebrütet werden sollten. Des Magisters unerträgliche Courtoisie (bei der wir uns jetzt langweilten) hatte ich mir ganz ernsthaft verboten, indem ich ihm erklärte, daß ich mich sonst bei Tante und Onkel darüber beschweren würde. Ich selbst fühlte mich heiter und glücklich, mit Allem, was geschah, zufrieden, daran gewöhnt, mich fremd gegen Otto zu stellen, und deshalb weder verwirrt noch schmerzlich berührt darüber. Außerdem ersetzen

uns die flüchtigen Stunden, welche uns die holde Freia zuweilen vergönnte, tausendfach den Zwang, der ein neuer Sporn für unsere heiße, lebendige Liebe war. Zuweilen glaubte ich wohl, daß es der Gipfel des Glücks sein müsse, wenn ich Abends in der Stille und Einsamkeit meines Stübchens mein Herz und meine Gedanken vor Otto schriftlich ergießen könnte; da er aber selbst diesen Ausweg, sich mitzutheilen, nie benutzte, sondern dieß bloß durch Zeichen und Blicke that, so war nie die Rede davon. Im Uebrigen hatte ich mir meine ländlichen — und, wie Emilie zu sagen beliebte, rohen — Manieren völlig abgewöhnt und abgefeilt und mich in unsern größeren und kleineren Zirkeln recht heimisch gemacht.

Nun bleibt mir nur noch übrig, einige Worte über Edward H\*\* zu sagen, damit ich Dir, liebe Großmutter, von Allem treue Rechenschaft gebe; aber ich habe dieß bis zuletzt gelassen, weil es während dieser Zeit der einzige dunkle Punkt an meinem hellen Himmel war. Er war still und meistens zurückhaltend, dabei aber sanft und freundlich. Wenn sich die

Menge um mich sammelte und ich — muthwillig und heiter — nach rechts und links hin scherzte, dann entfernte er sich stets und oft bemerkte ich dann seine düstern Blicke von einer dunkeln Ecke aus unverwandt auf mich geheftet. Otto's Stirn verfinsterte sich stets, sobald sich Edward mir näherte, und fast nie sah man diese beiden jungen Männer in andere Berührung kommen, als in Dispute, wo dann der beißende Witz des Einen oft den des Andern übertraf, bis einer von ihnen fand, daß ein wenig mehr die Grenzen übersteigen würde, die man im gesellschaftlichen Leben so scharf und bestimmt zwischen dem Schicklichen und Unschicklichen gezogen hat, und deren geringstes Ueberschreiten weit schärfer, als ein wirkliches Laster, beurtheilt wird. Zwischen Meliden und Edward H\*\* wurden zuweilen schnelle Blicke und stumme Worte gewechselt, deren Bedeutung ich nie enträthseln konnte, und über die ich oft in meiner jugendlichen ausgelassenen Freude nachzusinnen vergaß.

Du wirst Dich wohl noch meiner Briefe aus dieser Zeit erinnern, liebe Großmutter!

Wie heiter, scherzhaft, voll von Lebenslust und tändeln in Jugendfreude waren sie! Später that ich mir zwar die größte Gewalt an, denselben Ton in meinen Briefen beizubehalten; aus Deinen Antworten sah ich aber recht wohl, daß es mir mißglückt war.

Ich möchte an dieser glücklichen Jubelzeit meines Lebens nicht gern so schnell vorübergehen, sondern mich bei diesen lieben, freundlichen Tagen so lange aufhalten, als ich kann; denn in der großen Wüste meiner Erinnerung glänzen sie wie eine Oase und an meinem Lebenshimmel wie die einzige Sonne, die mir seit den seligen Tagen meiner Kindheit aufgegangen ist.

Unter die größten Merkwürdigkeiten während dieser Zeit gehörte für mich der erste Besuch des Schauspiels, das meine Sinne ganz bezauberte. Zu Aller Erstaunen hatte ich meinen Vorsatz, dieses Vergnügen nicht eher, als bis nach Otto's Zurückkunft, zu genießen, treu gehalten. Ich hatte verschiedene Gründe dafür angeben müssen und oft Tadel deshalb erlitten, aber dieses kleine Opfer wurde mir reich-

lich ersetzt, denn kurz darauf kam eine französische Schauspielergesellschaft, mit der großen tragischen Actrice Mlle George an der Spitze, nach Stockholm, und Phedre von Racine war das erste Stück, das ich sah. Aber, — Gott bessere meinen Geschmack — ich zog unsere schwedischen Opern: „Aschenbrödel,“ „die Zauberflöte,“ „Montenero,“ „Aline“ und mehrere andere diesen hochtrabenden Phrasen, eingezwängt in den steifen Schnürleib der Alexandriner, und mit jenem hohen Pathos vorgetragen, der entweder mein Lachen erweckte oder mich in Schlummer wiegte, bedeutend vor. Mlle George war allerdings sehr hübsch oder vielmehr schön, denn so mußte man ihre kolossale Regelmäßigkeit nennen; aber auf mich oder auf mein Herz machte sie nicht den mindesten Eindruck und mehr als einmal sagte mir die Tante Maligen über meinen verkehrten Geschmack und über meinen Mangel an Sinn für die schöne Kunst, wenn ich aufrichtig bekannte, daß mich „die Fischer,“ „Johanna von Montfaucon,“ „die Kreuzfahrer“ und andere Kozebue'sche Stücke tausendmal mehr amüsirten. Tante Aline und Tante Pauline

trockneten sich unaufhörlich die Augen und schraubten einmal über das andere in ihre Wat-  
tisttaschentücher über „la Mort de Cesar,“  
„Oedippe,“ „Semiramis,“ „Andromaque“ und  
die übrigen großen Darstellungen. Ich aber  
kann mich nie entsinnen, daß sie irgend ein Ge-  
fühl bei mir erregten, außer der rührende Aus-  
ruf Drosmans: „Zaire, vous pleurez!“ —  
Denn da war „la belle George“ (wie sie von  
Napoleon immer genannt wurde) meisterhaft.  
Aber auch dieser Eindruck wurde durch Dros-  
mans unbedeutende Figur und sehr mittelmäßi-  
ges Talent sehr geschwächt; und im Allgemeinen  
gehörten wirklich Tante Aline's und Pauline's  
zarte Herzen, schwache Nerven und lebhaft  
Phantasieen dazu, um diesen langweiligen Stü-  
cken Thränen zu widmen.

Mlle George hatte eine jüngere Schwester,  
die sehr hübsch und sehr schalkhaft war; und  
die kleinen, heitern, ächt französischen, naiven  
Nachspiele, in denen sie gewöhnlich als Prima-  
donna auftrat, waren das Ergößlichste am gan-  
zen Abend. Ich erwähne jedoch nichts von dem  
Nebenvergnügen, welches ich genoß, wenn St:

to sich unter den Herren befand, die unsere Abonnementloge besuchten; — und dieß war stets der Fall, wenn er nicht Bachdienst oder eine wichtige Abhaltung anderer Art hatte.

Einmal in „Catherine ou la belle fermière“ zeigte „la belle George“ ihr „beau talent“ auch in einer komischen oder lächerlich pathetischen Rolle. Man erzählte eine Menge ergötzliche Anekdoten über diese französische Schauspielergesellschaft, die, wie alle übrigen, Stoff zum Vergnügen wie zum Spott darbot. Ich erinnere mich nicht mehr aller derselben, die in unsern Gesellschaften circulirten; nur eine einzige fällt mir ein. Mlle George hatte nämlich geäußert, daß sie unter andern Dingen, die ihr abscheulich und schrecklich in Schweden wären, auch eine schwedische Kammerfrau habe, welche zu Allem, was ihr Mlle George sagte, nichts erwiderte, als: Ah, c'est affreux! — Ah, c'est affreux, — weiter aber kein Wort Französisch verstände. Man hatte Mlle George geantwortet, daß dieß unmöglich, unerhört, oder jedenfalls ein Mißverständnis sei; endlich aber war man auf die Entdeckung gekommen,

daß die Kammerfrau auf gewöhnliche Stockholmer Manier ihrer Herrin: „Ja, süße Frau!“ — „Ja, süße Frau!“ geantwortet hatte, daß diese Antwort aber den Ohren der Ausländerin ganz anders geklungen hatte.

Wie oft während dieser Zeit, wo man wetteiferte, sein Entzücken über diese alten, regelrechten, französischen Tragödien mit ihren drei Einheiten und ihren unzähligen Ungereimtheiten und Lächerlichkeiten zu zeigen, wie oft dankte ich nicht dem guten Edward H\*\*, der mir die Augen für den lebendigen, seelenvollen, zum Herzen dringenden Geist der neuern Poesie geöffnet hatte. Und als er mir eines Tages das neu erschienene Axel und Walburg zum Lesen gab, da zog ich schweigend, aber für immer, meine Hand von der französischen Melpomene im Fischbeinrock und mit gepudertem Haar ab und widmete meine ungetheilte Huldigung der wahren und natürlichen Muse Schillers, Göthes, Dehlenschlägers und anderer neuerer Tragiker. Aber ich schwieg darüber, wie ein gutes Kind, opponirte dem Enthusiasmus Anderer nie und besuchte oft und gern die kleinen

declamatorischen Vorstellungen, wo eine, zwei  
 oder mehrere Personen einzelne Scenen aus  
 Voltaire's, Racine's und Corneille's Meister-  
 werken vortrugen. Da ich oft Ruhm und Eh-  
 re über meine Geschicklichkeit in dieser Kunst  
 einerntete, und auch Otto große Anlage zum  
 tragischen Mimen zeigte, so hatten wir nun  
 oft Gelegenheit, uns unsere heiße Liebe in lang-  
 schleppenden Alexandrinern vor sehr aufmerk-  
 samem Zuhörern zu erklären, und dann gehörte  
 wirklich mehr Kunst dazu, natürlich zu spielen,  
 als Geist und Leben während der Actien zu er-  
 halten. Wir erndeten stets den ungetheilten  
 Beifall der Zuhörer über unser „großes Ta-  
 lent;“ aber drei Gesichter verfinsterten sich oft  
 während dieser tragischen Vorstellungen. Das  
 eine war das Melida's. Sie blickte mich dann  
 allemal so bekümmert und mitleidig an, daß ich  
 mich von unwillkürlichem Schmerz durchzuckt  
 fühlte; aber in meiner Freude hielt dieß selten  
 länger als einige Minuten an und ich begann  
 endlich diesen Blicken Melida's auszuweichen, so  
 weit es möglich war. Das andere war das Ed-  
 ward H\*\*s. Mit trübem, finstern Blick sah er auf

uns und oft nahm er unbemerkt und schweigend seinen Hut und schlich sich fort. Dann war mir's, als ob ich leichter athmete und besser spielte. Das dritte war das Paulinens, die ebenfalls sehr gut declamirte und den allgemeinen großen Enthusiasmus für das Alt-Französische eifrig verfocht, obwohl sie mir einmal lachend vertraute, daß ihr dasselbe unerträglich und zum Sterben langweilig sei. Sie blickte immer mit der größten Gleichgültigkeit und Moquance auf meine und Otto's declamatorische Versuche, oder ging oft während derselben in ein anderes Zimmer, oder erzählte Etwas, was die Zuhörer zum Lachen reizte und dann stets ein Signal zur allgemeinen Flucht der Aufmerksamkeit und zur Decontenancirung der Spielenden ward. Nicht selten geschah es, daß ich gerade bei einer recht rührenden und sensiblen Stelle unserer Vorstellung das Ganze damit schloß, daß ich plötzlich auf Paulinen lossprang, mich ohne allen tragischen Pathos in ihre Arme warf und laut aufschrie, denn ich war wahrlich nicht die Letzte, wenn es galt, etwas Lächerliches aufzufinden. Otto ärgerte sich jedoch stets darüber;

er biß sich in die Lippen und ließ sich gewöhnlich seinen Verdruß nicht weiter merken; einmal aber entschlüpfte ihm doch der leise Ausruf: „verdammte Eifersucht!“ — Und doch kam mir Pauline so eigenthümlich, ihrer Sache so gewiß, so selbstständig und — wenn sie wollte — so schön und einnehmend vor, daß ich mir nie denken konnte, es könne ein Funken von Eifersucht bei ihr aufkommen. Außerdem vermochte ich nicht zu begreifen, wie bei ihr von Eifersucht die Rede sein konnte, da sie ja verheirathet war. Alle meine Ansichten waren damals noch so rein, daß sich Vieles in der Welt, ja gerade vor meinen Augen zutrug, ohne daß ich das Mindeste davon bemerkte.

Die Tante, die sich immer weniger um mich bekümmerte und mich immer weniger hofmeisterte, außer wenn es dann und wann dem decorum galt, sie hatte gar nichts gegen meine und Otzto's theatralische Versuche einzuwenden; sie animirte uns im Gegentheil sehr oft dazu und ließ sich zuweilen von uns einzelne Scenen vortragen, bevor wir dieselben in unsern Abendzirkeln aufführten. Dieß war ein wahres Entzücken für

mich und Otto, denn wir konnten dabei manches verstohlene Wort, manchen heimlichen Blick wechseln; sah uns aber die Tante, dann war Otto ein ganz anderer Mensch und schien die ganze Sache blos von der ästhetischen Seite zu betrachten und höchst kunstmäßig zu behandeln. Oft war ich im Begriff, mitten unter den herzerschütterndsten tragischen Scenen über diese Farce in lautes Lachen auszubrechen; aber ein halber Blick Otto's brachte mich stets wieder zu meiner doppelten Rolle zurück.

O mein Gott, wie glücklich war ich doch! Da Frau von Stael eigentlich diejenige war, welche diese Declamationswuth in unsern Gesellschaften geweckt hatte, so erinnere ich mich ihrer unwillkürlich, wenn ich an diese Zeit zurückdenke; und da die Erinnerung ihren heisteru Schatten noch über meine Erzählung wirft, so will ich Dir auch einen kleinen Vorfall erzählen, welcher das ganze freundschaftliche Verhältniß zwischen Tante Alinen und Tante Paulinen, das eine Art von Tradition zwischen beiden Familien war, und das für ewig und unzerreißbar galt, beinahe zerrissen hätte. Die

Tanten prahlten gern damit und ließen sich eben so gern Complimente darüber sagen. In ihren jüngern Jahren waren sie von den Onkeln und mehreren alten Herren Julie et Claire genannt worden; da aber Beide nur Julie sein wollten, wenn die Rede von Witz und Naivetät war, so sagte ihnen diese Vergleichung nicht mehr zu, sondern sie zogen das Ungemach vor, Abbilder eines Papageyenpaars zu sein und hörten sich gern mit dem abgedroschnen Namen „les deux inséparables“ nennen. Aber, o weh! Von einem Haar hing es ab, daß nicht jeder der Inseparabeln in einer andern Richtung seines Wegs flog; und an diesem großen Bruch war nicht einmal ein Mann, sondern nur eine männliche Seele in einem unansehnlichen weiblichen Körper schuld. Wer denkt nicht gleich bei diesen Worten an die weitberühmte Frau von Stael? Die Sache war folgende. Der General von Z\*\*, Tante Paulinens Gemahl, ein alter, in jeder Hinsicht langweiliger Mann, war nicht völlig so reich wie Onkel X\*\* und hatte außerdem auch mehrere Kinder. (Denn zwei kleine häßliche Jungen waren in Pension und fas-

men nur Sonntags nach Hause.) Er hatte daher keine so elegante Wohnung, sondern wohnte nur zur Miethen und zwar zwei Treppen hoch und in ziemlicher Entfernung von der Königinstraße, während der Onkel in der belle etage seines eignen, großen, prächtigen Hauses wohnte, die zweite Etage vermietet hatte und die dritte zum größten Theil noch für sich selbst benutzte. Eben so war die Equipage des Generals bei weitem nicht so elegant, wie die des Onkels, und unsere Diner's und Souper's hatten stets einen gewissen Glanz, den die des Generals nicht immer völlig erreichten. Ihre Frauen waren so ziemlich von gleich hübschem Aeußern; aber der General war ein alter verabschiedeter Militair, der mit jedem Tage mehr an Einfluß verlor, während der Onkel dagegen noch immer im Steigen war und jedenfalls nicht weniger als ein Minister-Portefeuille im Auge hatte. Legt man hierzu noch den kleinen Umstand in die Waagschaalen, daß in unserm Hause ein Sohn war, der zu den beliebtesten und feinsten Cavalieren der großen Welt gehörte, und ein junges Mädchen, die durch den

Reiz der Neuheit und einige natürliche Vorzüge einen bei weitem größeren Ruf erhalten hatte, als sie verdiente, während im Hause des Generals seit Paulinens Vermählung kein anderer Magnet war, als die im Allgemeinen nur wenig anziehende Emilie: so ist es leicht erklärlich, daß wir, als Frau von Stael unter Einführung der Gräfin \*\* ihre große Visitenreihe machte, sehr oft in unserm Hause ihre Karte fanden, während sie im Hause des Generals gänzlich vermißt wurde. Dieß war — ich versichere Dir — ein großer Riß in der Art von Freundschaft, welche zwischen den beiden Tanten statt fand und ihren Hauptgrund darin hatte, daß Beide fast immer gleiche Ansichten über andere Personen hatten und dieselben fast stets à l'unisson lobten, tadelten, verspotteten und kritisirten. Jetzt aber hatte sich Tante Aline aus Dankbarkeit und Entzücken über Frau von Staels Besuche in den Kopf gesetzt, dieselbe mit wirklicher Leidenschaft zu loben und zu rühmen, während die Generalin, witzig, satyrisch und sehr caustisch alle die zahlreichen Anekdoten, die über die berühmte

Schriftstellerin in Umlauf waren, eifrig aufsuchte, verbesserte und verbreitete. Und daß diese Anekdoten meist die Schattenseite betrafen, hatte vielleicht theilweise darin seinen Grund, daß die zahlreichen Ausländer, welche sich während dieses Winters in unserm Vaterlande aufhielten, beständig etwas an Stockholm auszusetzen hatten und die Bewohner von Stockholm deshalb in ihrer Kritik über die Ausländer ungewöhnlich satyrisch waren. Dazu kam auch noch der Umstand, daß das ausgelassene, muthwillige Fräulein Stael in mir einen Reflex von sich selbst zu sehen glaubte, sich deshalb allemal, wo wir zusammentrafen, zu mir gesellte und oft und gern mit mir über Alles lachte, was uns heitern, lachlustigen Mädchen vor Auge und Ohr kam, während sie an Emilien nie ein Wort verlor, außer daß sie mich einmal fragte, ob es pour mes péchés sei, daß ich beständig cette ennuieuse Demoiselle sur mes talons hätte, oder bloße Coquetterie, denn par gout könnte es unmöglich sein. Emilie war auch in der That ganz unermüdlich, mir beständig nachzufolgen und mich zu peinigen. Dennoch ants

wortete ich dem Fräulein von Stael, daß Emilie meine Freundin wäre, obwohl ihr Aeußeres ihrem Innern nicht entspräche. „Oublions l'un et l'autre“ — sprach sie da — „et parlons de vôtre Cousin;“ — denn Otto hatte sehr viel Gnade bei dem heitern Mädchen gefunden, obwohl er, gleich vielen Andern, ihr auf dem Ball die Cour gemacht, außerdem aber sie bespöttelt hatte. Da Du nun dieß Alles weißt, wirst Du Dir wohl leicht denken können, daß, so oft wir mit der Generalin en famille waren, sehr oft Dispute über diesen großen Gegenstand — die Frau von Stael — zwischen den beiden Tanten entstanden. Tante Pauline machte dann stets tausend zweideutige Bemerkungen über das Fräulein Stael; aber Tante Aline beantwortete dieselbe bloß mit einer eignen Aeußerung der Frau von Stael über ihre Tochter. Als nämlich die jungen Herren Stockholms aufgebracht auf die Letztere waren, weil sie gesagt haben sollte, sie tanze nur en imagination mit ihnen, da war Frau von Stael zu einem nach dem andern gegangen

und hatte ihre Tochter mit den Worten entschuldigt: „Ah, que voulez vous! C'est un enfant, c'est la fleur des champs, c'est la nature elle même.“ Diesen Ausspruch benutzte nun Tante Aline, so oft die Rede auf Albertine Stael kam, und antwortete oft recht beißend und bitter, wenn die Generalsin eine oder die andere lächerliche Anekdote über die ganze Familie erzählte. So waren wir zum Beispiel eines Abends auf einem sonderbaren Ball — oder „dansande conversazione,“ wie ihn ein Spottvogel nannte — bei der Frau von Stael, die in einer kleinen beengten Wohnung in der Arsenalgasse dem Opernhause gegenüber wohnte. Als nun Tages darauf Tante Aline Tante Paulinen mit einer kleinen vergoldeten Beschreibung dieser Fete regaliren wollte, antwortete die Letztere herzlich lachend:

„Das hast Du nicht nöthig, gieb Dir keine Mühe. Ich begegnete heute Vormittag Moreno und er hat mir vollkommen genug davon erzählt. Ich weiß, daß Ihr en profil in vier Zimmern soupirt und in zweien getanzt

habt, während die Musik im dritten gestanden hat.“ —

Tante Aline zuckte die Achseln.

„Außerdem weiß ich auch etwas, was Du vielleicht nicht weißt,“ — fuhr Tante Pauline fort — „Das sind nämlich die witzigen Repliken, welche die Stael von der Gräfin E\*\* und von Sergel erhalten hat.“ —

Hierauf schwieg Tante Pauline wie eine Mauer und Tante Aline mußte erst manchen Nebenweg einschlagen, ehe sie die Antworten Sergels und der Gräfin E\*\* erfuhr. Aber die Neugierde überwand Alles. Endlich, nachdem Tante Pauline ihre einzige Freundin lange genug gepeinigt hatte, erzählte sie unter mancherlei ergötzlichen Zusätzen, daß Frau von Stael vor einiger Zeit sehr spät, nach dem Ende des Theaters, zu einem Souper bei Seiner Excellenz, dem Grafen E\*\*, gekommen und mehrere Zimmer durchgegangen war, bevor sie die Wirthin des Hauses fand, die in einem Cabinet am Spieltische saß. — „Ah, Madame! Vous faite la reine chez vous!“ — rief ihr

Frau von Stael mit gereizter Lebhaftigkeit zu, als sie ins Cabinet trat. Aber mit vieler Würde und großer Gelassenheit erwiederte ihr die Gräfin E\*\*, die sonst weit mehr wegen ihrer übrigen guten Eigenschaften, als wegen ihres Witzes bekannt war: „Il se peut, Madame, mais jamais chez autrai!“ — Bei Sergel hingegen war die Frau von Stael mit einem polnischen Prinzen (Sapieha oder ein ähnlicher Name) zusammen in Gesellschaft gewesen. Als dieser und Frau von Stael alle die dort befindlichen alten Meisterwerke der Kunst besehen hatte, sprach Frau von Stael, indem sie sich niedersetzte zu dem Prinzen: „Asseyez vous, mon Prince!“ — Da nahm der alte Sergel einen dritten Stuhl und sprach höflich, aber freimüthig: — Oui, mes illustres hôtes, asseyons nous, car, enfin, je suis maitre chez moi!“ —

„Ach, das sind bloß Fabeln!“ — erwiederte Tante Aline, ward aber höchst verdrüsslich, als sich Tante Pauline nun weitläufig darüber aussprach, daß Frau von Stael mit ihrer Aufs

nahme in Schweden gar nicht zufrieden sei und die gesellschaftlichen Zirkel, die Bildung, die Eleganz im Allgemeinen und dergleichen ihren Erwartungen von Stockholm nicht entsprechend gefunden hätte. Dieß bezog Tante Aline auf sich und ward darüber natürlich sehr choquirt. Später brachte Tante Pauline noch eine andre Erzählung zum Vorschein. Man hätte nämlich bei Frau von Staels Soiree keinen Bissen Essen, sondern nur Worte erhalten, und da hätte sich dann ein witziger Jemand der alten Anekdote von Madme Maintenon erinnert, welcher, als sie noch Madme Scarron gewesen war, ein Bedienter zugeflüstert hatte: „De grace Madame, une histoire! Lerôt nous manque!“

Ein andermal ärgerte Tante Pauline ihre Freundin entsetzlich durch einen Witz. Wir sollten nämlich großes Souper haben. Tante Pauline fand sich dabei sehr zeitig ein und während Tante Aline ihre letzten Anordnungen im Speisesaal traf, nahm Tante Pauline alle die zahlreichen eleganten Nöthsachen, die auf Tante

Alinen's Nähtische lagen, hinweg und legte an deren Stelle eine ungeheuer große Dute von starkem Schreibepapier. Als nun die Tante dieß bemerkte und fragte, was es bedeuten sollte, erhielt sie von ihrer einzigen Freundin die Antwort:

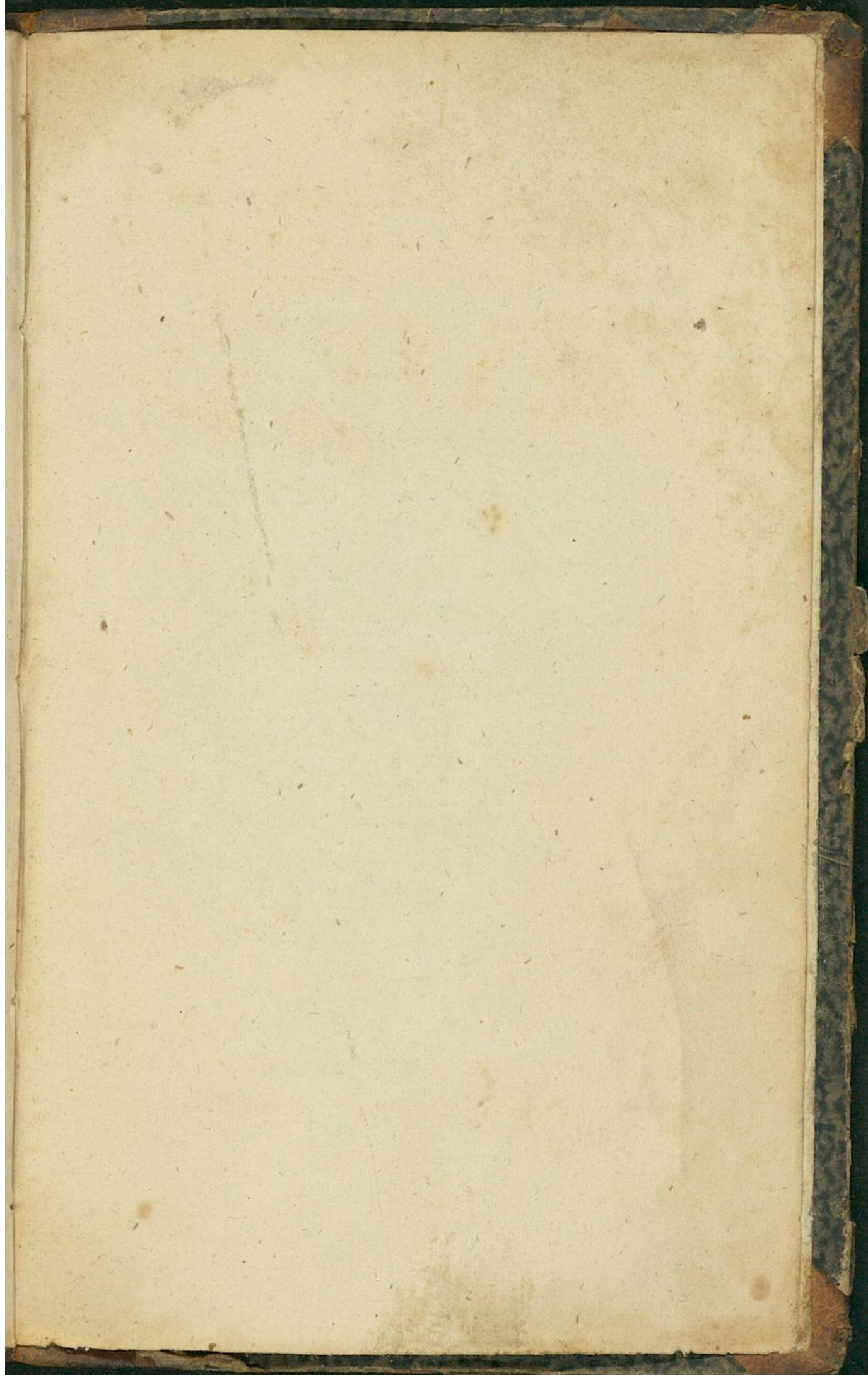
„Parbleu, wie kannst Du so gemein, so antiluvianisch sein und Nähtereien auf Deinem Tische liegen haben, da Du selbst Augen- und Ohrenzeugin davon gewesen bist, welches vorzügliches Mittel es zur Entwicklung schöner Ideen ist, wenn man als Wirthin mit solch' einer Dute spielt!“ —

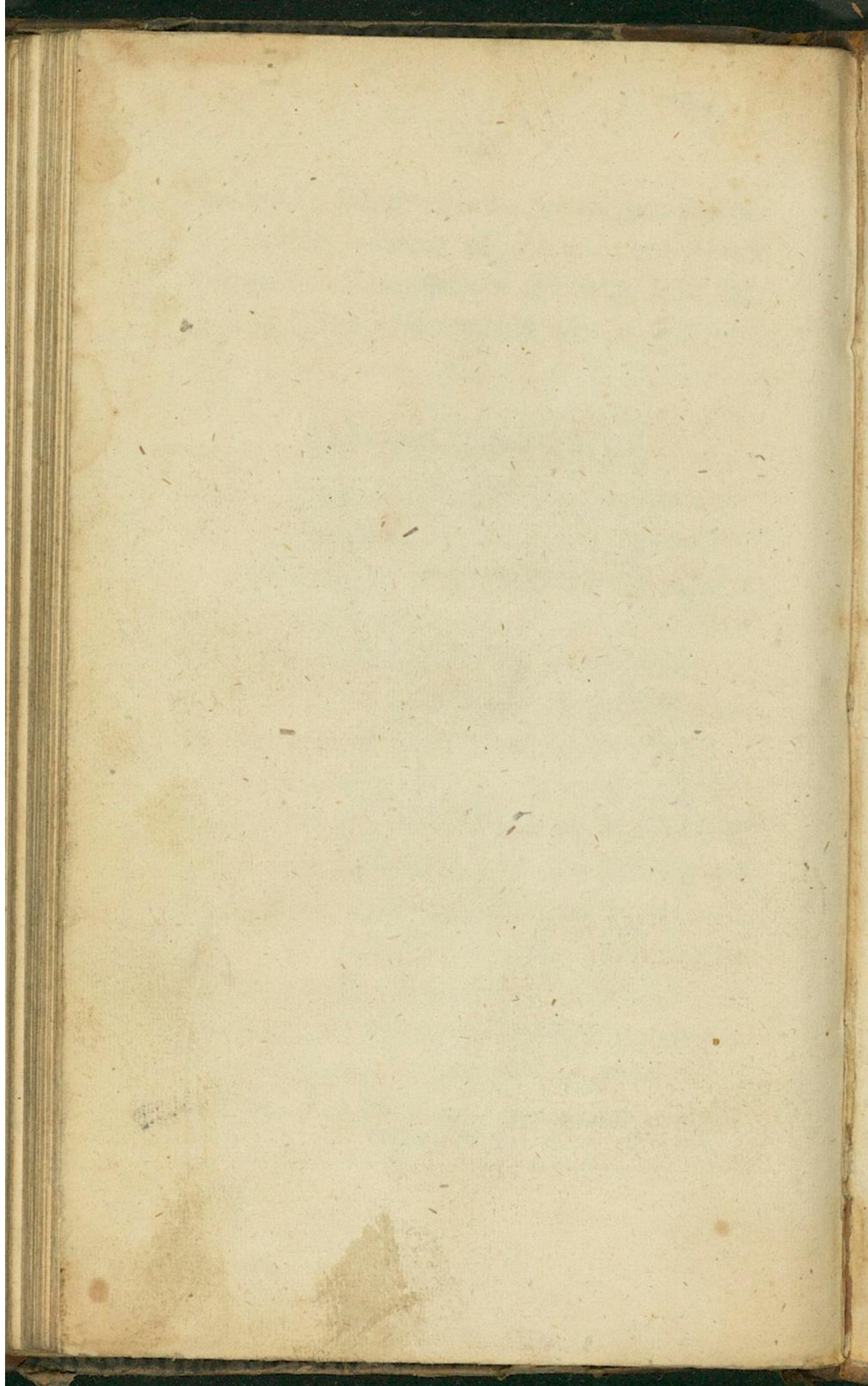
Dieß war nämlich eine Anspielung auf die bekannte Gewohnheit der Frau von Stael, beständig mit einem *cornet de papier* zu spielen und zu manövriren, welches, wie man behauptete, Mr. Rocca expresse zu diesem Zweck verfertigte.

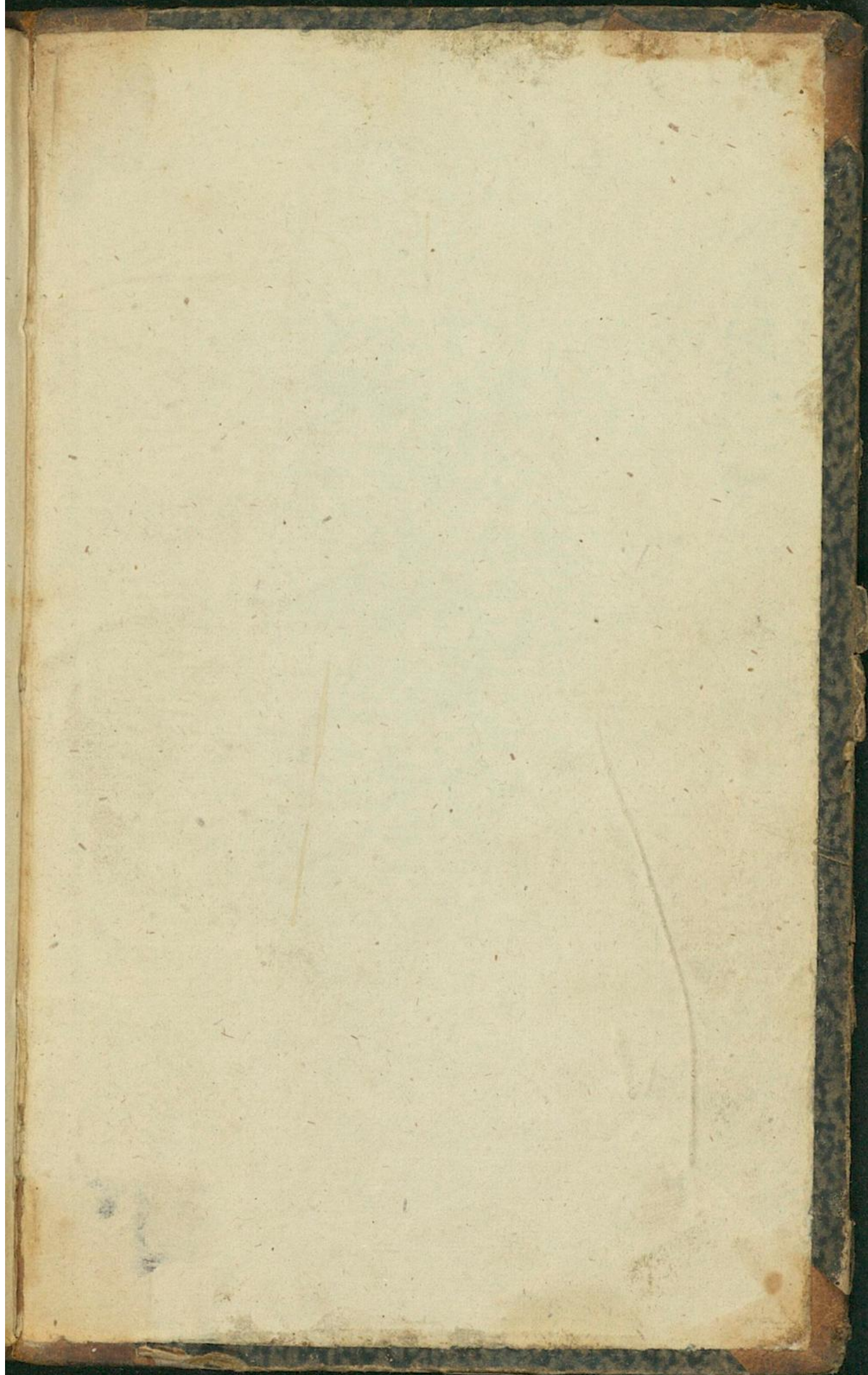
Mit einem Worte nun: — Hätte nicht Frau von Stael sehr bald für gut befunden, auf neue Abenteuer auszugehen, so wäre ich sehr bange darüber gewesen, daß sie das Band,

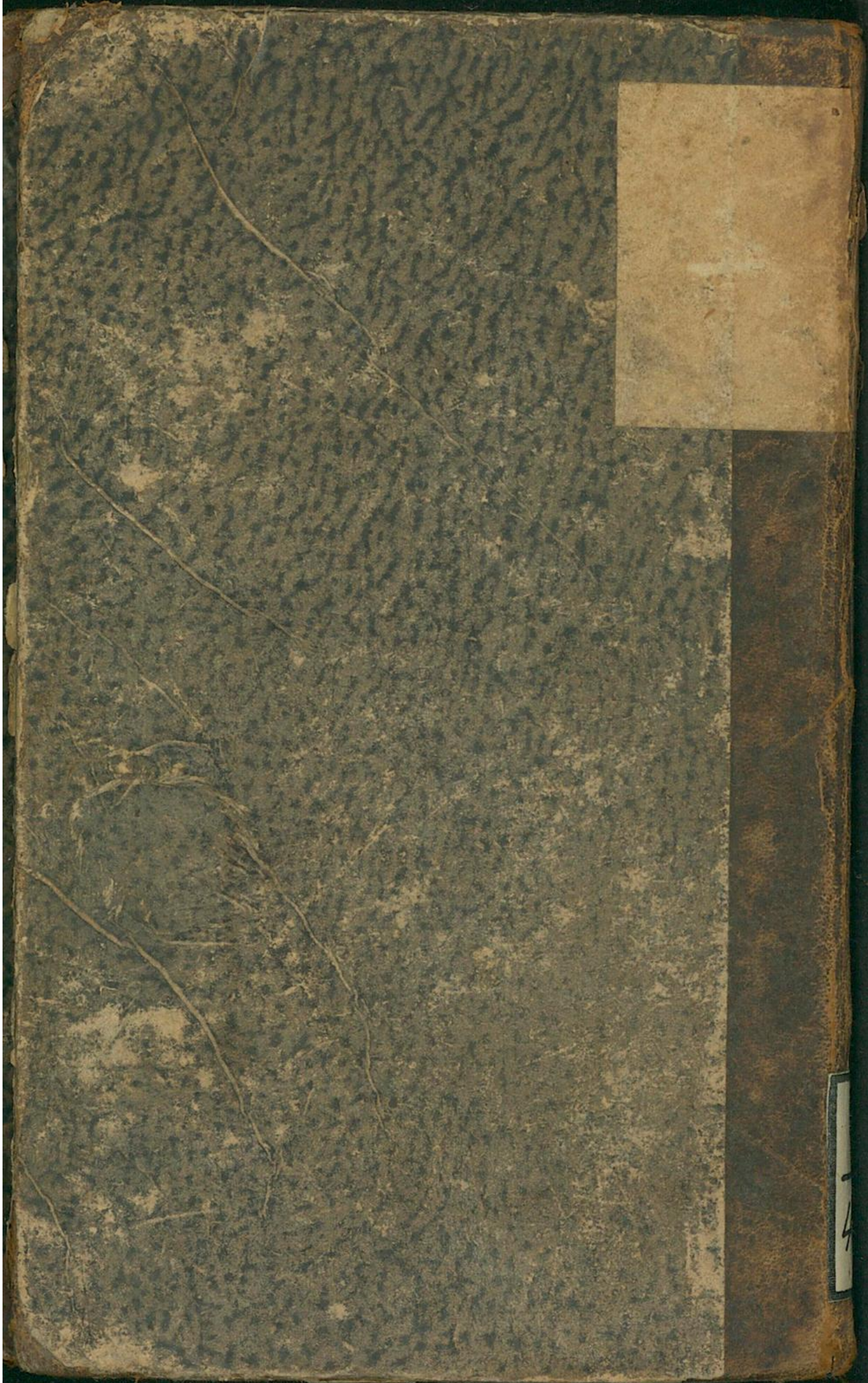
welches so lange bestanden hatte, zerrissen haben würde, während es jetzt nach der Abreise der großen Schriftstellerin sehr bald seine frühere Festigkeit wieder erhielt.

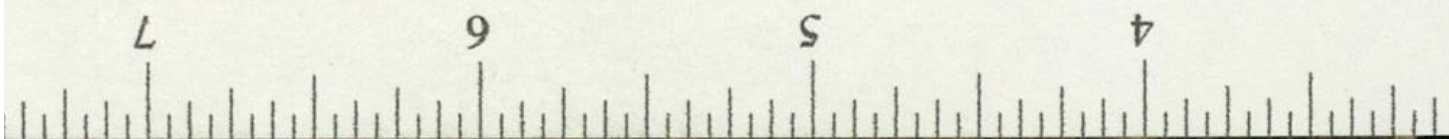
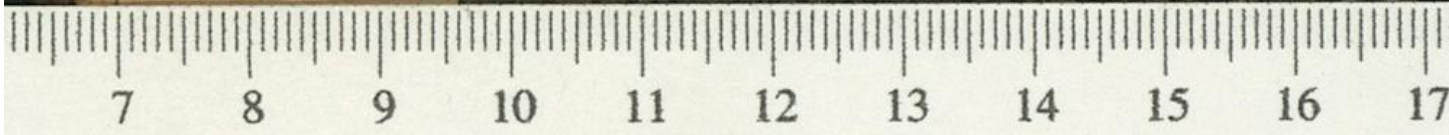
Ende des ersten Theils.











lt  
5/5